Wilhelmi

Kirchengeschichte

in

Lebensbildern

für

Schule und Haus.

Dritte Auflage.

Herborn.
Verlag des Nass. Colportagevereins.
1875.
In Commission bei Feller & Gecks in Wiesbaden und
bei Römke & Comp. in Cöln.

Druck der E. Weidenbach'schen Buchdruckerei in Dillenburg.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Da dies Büchlein erfreulicher Weise in viele Schulen Eingang gefunden hat, so schien es nicht räthlich, an dieser zweiten Auflage viel zu ändern. Es ist daher nur zu Nr. 16 am Ende ein Blick auf Savonarola als letzten Vorläufer der Reformation hinzugefügt worden. Daß der dunklen Partie in Nr. 30 zwei Lichtbilder eingesetzt wurden, dürfte nicht unwillkommen sein. In Folge dessen wurde auch die Ueberschrift dieses Abschnittes verändert.

Soden, im Mai 1870.

Wilhelmi.

Vorwort zur dritten Auflage.

Auch an dieser dritten Auflage der Kirchengeschichte wurde darum nur Weniges geändert, weil dieselbe durch die beiden früheren bereits eine Verbreitung in mehreren tausend Exemplaren hauptsächlich als Schulbuch gefunden hat.

Die Erwähnung des um die heilige Schrift hochverdienten Kirchenvaters Hieronymus erschien wünschenswerth; ebenso etwas ausführlichere Mittheilung über Benedict von Nursia, soweit es die knappe Fassung des Ganzen erlaubt.

Der Herr aber gebe seinen Segen dazu, daß diese Lebensbilder seinen Zeugen ferner dazu mithelfen, den Eifer für sein Reich und insbesondere die Liebe zur theuren, evangelischen Kirche bei unserm Volke und seiner Jugend zu stärken.

Soden, im Mai 1875.

Wilhelmi.

Inhaltsübersicht.

I. Alte Kirchengeschichte.

II. Neue Kirchengeschichte.

Anhang:

I. Alte Kirchengeschichte.

1. Die Apostel Paulus und Johannes.

In der Apostelgeschichte schließt Lucas seine Nachrichten über das Leben und Wirken des Apostels Paulus mit der Angabe, derselbe habe „zwei Jahre in Rom zwar gefangen zugebracht, aber doch das Reich Gottes gepredigt und von dem Herrn Jesu gelehrt mit aller Freudigkeit, unverboten.“ Fragt man nun, was denn nach Verlauf jener Zeit weiter aus ihm geworden sei, so schweigt zwar Lucas hierüber, aber Paulus selbst giebt uns in seinen Briefen einige Andeutungen. An die Epheser (6, 21. 22) und Kolosser (4, 7—9) schreibt er: „daß es tröstlich um ihn stehe, obgleich er noch in Ketten geschlagen sei“, und den Philemon fordert er auf (V. 22), „ihm einstweilen Herberge zu bereiten, denn er hoffe, durch das Gebet der Gläubigen, ihnen wieder geschenkt zu werden.“ Wirklich haben wir denn auch alte Nachrichten, daß der Apostel aus dieser Gefangenschaft (im Jahre 64) entlassen worden ist und seine Bekehrungsreisen fortgesetzt hat, ja bis nach Spanien vordrang. In dieser Zeit schrieb er den ersten Brief an Timotheus und den Brief an Titus. Aber er wurde durch den grausamen römischen Kaiser Nero zum zweiten Male gefangen genommen, und seine Sache nahm alsbald einen schlimmeren Verlauf; bei seiner ersten Verantwortung bei dem kaiserlichen Gerichte verließen ihn alle seine Freunde (2. Tim. 4, 16), und er selbst sah nun die Zeit seines Abscheidens vorhanden (2. Tim. 4, 6). Im Jahr 67 wurde er auf Befehl des Kaisers mit dem Schwerte hingerichtet, und im Hinblick hierauf durfte er wohl von sich sagen: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir

der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht aber mir allein, sondern Allen, die seine Erscheinung lieb haben.“ (2. Tim. 4, 7. 8.)

Ihm folgte der Apostel Petrus nach, der ebenfalls durch Nero, nachdem er das Evangelium in Kleinasien und Babylon gepredigt hatte, in Rom gekreuzigt wurde, und zwar einer alten Sage nach, verkehrt, mit dem Kopfe nach unten, weil er sich nicht für würdig achtete, so zu sterben, wie sein Herr und Meister.

Am längsten von allen Aposteln lebte Johannes, von dem deßhalb auch die Rede unter den Christen ging: „Dieser Jünger stirbt nicht“ (Joh. 21, 23).

Während Paulus die in der Apostelgeschichte erzählten Bekehrungsreisen in den Heidenländern ausführte, stand Johannes mit Petrus und Jacobus den Christengemeinden vor, die in Palästina aus den Juden gewonnen waren, so daß diese drei für Säulen der christlichen Kirche angesehen wurden (Gal. 2, 9). Später begab er sich nach der Stadt Ephesus in Kleinasien, wo die Gemeinden besondere Drangsale und Prüfungen auszustehen hatten und nach dem Tode des Apostels Paulus seiner umsichtigen Obhut sehr bedurften.

Hier schrieb er sein Evangelium, damit durch dies Zeugniß des Jüngers, der von Anfang mit Jesu gewesen war, Alle, vor die es käme, glaubten: „Jesus sei der Christ, und daß sie durch den Glauben das Leben hätten in seinem Namen“ (Joh. 20, 31). Daneben wirkte der Apostel der Liebe durch seinen persönlichen Verkehr und seine mündliche Predigt auch viel zur Befestigung der Herzen im Glauben. Hiervon sind uns zwei liebliche Züge aufbewahrt worden. Bei einer Rundreise durch die Gemeinden faßte Johannes einen Jüngling in’s Auge, dessen Gesichtszüge ihn ansprachen, und dessen Herz ihm empfänglich für alles Gute zu sein schien. Er kam ihm mit der treuesten, väterlichsten Liebe entgegen und empfahl ihn bei seiner Abreise dem Bischof der Gemeinde zu besonderer Fürsorge. Allein nachdem der Jüngling einen guten Anfang in der Erkenntniß des Heils gemacht hatte und getauft worden war, ergab er sich dem Müssiggang, verfiel durch leichtfertige Ge-

sellschaft in Ausschweifungen und wurde endlich sogar der Anführer einer Räuberbande. Als Johannes nach einigen Jahren die Gemeinde wieder besuchte, forderte er von dem Bischofe seinen Sohn. „Er ist todt," antwortete ihm dieser mit Thränen. „Nun so führe mich zu seinem Grabe," sprach der Apostel. „Ach könnte ich das!" erwiderte hierauf der Bischof, „er lebt zwar noch dem Leibe nach, aber er ist Gott und dem Guten abgestorben." Und nun erzählte er die Geschichte dieses verlorenen Sohnes. Der Apostel aber machte sich alsbald auf, ging dem Verirrten in die gefährliche Wüste nach, ließ sich dort von den Räubern gefangen nehmen und vor ihren Hauptmann führen. Als dieser den alten, ehrwürdigen Apostel erkannte, ergriff er voll Scham die Flucht, Johannes aber eilte ihm nach und rief: „Mein Sohn, warum fliehst du vor deinem Vater, dem unbewaffneten alten Mann? Fürchte dich nicht, es ist noch Hoffnung für dich; glaube mir, Christus hat mich gesandt." Da blieb der Jüngling zitternd stehen, warf seine Waffen weg und weinte bitterlich. Johannes aber umarmte und küßte ihn, kehrte mit ihm um zu der Gemeinde und ließ nicht ab, für ihn zu bitten und ihn zu ermahnen, bis er seine Seele vom Verderben errettet hatte.

Vor der Gemeinde predigte Johannes bis in's hohe Alter und ermahnte sie namentlich zur Liebe, wie auch in seinen Briefen geschieht. „Gott ist die Liebe," sagt er dort (1. Joh. 4, 16), „und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." Als er aber seiner Leibesschwachheit halber zuletzt nicht mehr dahin gehen konnte, ließ er sich in die Versammlungen tragen und sprach dort nichts als die Worte: „Kindlein, liebet euch unter einander." Als man ihn fragte, warum er nur immer dies sage, sprach er: „Das ist des Herrn Gebot, und es geschieht genug, wenn nur dies Eine geschieht."

Als auch in jenen Gegenden die Verfolgungen gegen das Evangelium ausbrachen, wurde Johannes auf die Insel Patmos verbannt, wo er die Offenbarung des Herrn über die künftigen Schicksale der Kirche empfing, die sich im letzten Buch der Bibel aufgezeichnet findet.

In hundertjährigem Alter starb dieser Jünger zu

Ephesus, und sein Grab wurde noch lange daselbst gezeigt. Mit ihm schloß die Zeit der Apostel; die Uebrigen der Zwölfe waren ihm vorausgegangen, nachdem sie in verschiedenen Gegenden für die Ausbreitung des Evangeliums gewirkt hatten.

2. Kaiser Nero und Titus.

Ueber Jerusalem hatte der Herr klagen müssen: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind! wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt!" (Matth. 23, 37.) Deßhalb gerieth diese Stadt bald in große Trübsal, und es erfüllte sich über ihr das Wort Jesu: „Es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist." (Luc. 19, 43. 44.)

Zu Rom herrschte der Kaiser Nero, ein grausamer Mann, welcher nicht blos die Apostel Paulus und Petrus hinrichten ließ, sondern auch die christliche Gemeinde in Rom hart verfolgte. Als er einst aus bloßem Uebermuthe die Stadt hatte anzünden lassen, und das Volk darüber ergrimmt war, beschuldigte er die Christen dieser That. Und man glaubte ihm, weil damals die Heiden schon einen solchen Haß auf die Gläubigen geworfen hatten, daß man sie „Feinde des menschlichen Geschlechts" nannte, „die einem abscheulichen Aberglauben anhingen". Die Christen wurden daher als Brandstifter ergriffen, in Felle genäht und den Hunden zum Zerfleischen vorgeworfen, oder man bestrich sie mit Wachs, Pech u. dgl., stellte sie in den Gärten des Kaisers umher und zündete sie an, so daß sie als Fackeln die Nacht erleuchteten. Drei bis vier Jahre lang dauerten diese Verfolgungen in und außerhalb Roms fort.

Unter diesem Kaiser herrschte im jüdischen Lande ein Landpfleger, der durch gleiche Härte und Schlechtigkeit die Juden zum Aufstande gegen die Römer reizte. Das Land

gerieth in Aufruhr und hörte bald auf diese, bald auf jenen Betrüger, der es frei zu machen versprach. Parteiungen, Hunger und Erdbeben vermehrten dann noch das Elend des Volkes. Da sandte der Kaiser seine Feldherren mit einem großen Heere aus, um die Empörer nieder zu werfen, und ein schrecklicher Krieg begann. Trotz des verzweifelten Widerstandes ward das ganze Land bis auf Jerusalem bald bezwungen.

Es war gerade um's Osterfest des Jahres 70, als der Feldherr und spätere Kaiser Titus sich zur Belagerung dieser Stadt anschickte, in der zwei und eine halbe Million Menschen zusammengeströmt waren. Titus, ein milder und edler Mann, hätte die Stadt und ihre Bewohner gerne geschont; daher ließ er ihnen mehrmals Verzeihung anbieten. Allein die Verblendung und Hartnäckigkeit der Juden war so groß, daß sie darauf nicht hörten; statt ihre ganze Kraft der Vertheidigung der Stadt zuzuwenden, mordeten sie innen einander in wüthenden Parteikämpfen, und doch durfte Niemand von Uebergabe der Stadt reden, da man dem Volke vorspiegelte, der Messias werde nun bald kommen und das auserwählte Volk retten.

Bald stellte sich auch große Hungersnoth in der Stadt ein; man fing an, Heu zu essen und am Leder der Schilde zu nagen; Männer entrissen ihren Weibern, und Eltern den Kindern die Speise, ja eine vornehme Mutter schlachtete gar ihr Kind, kochte und verzehrte es. Wer aus der Stadt entrinnen wollte, wurde von den Römern, die einen Wall ringsum gezogen hatten, aufgefangen; viele von ihnen ließ dann Titus, um die Hartnäckigen in der Stadt zu schrecken, an Kreuze rings um die Stadtmauer her anschlagen, so daß bald kein Baum mehr weit und breit zu sehen war. Die Soldaten aber, welche vermutheten, daß die Flüchtlinge ihr Gold und Edelgesteine verschluckt hätten, um sich später die Gefangenschaft zu erleichtern, schlitzten ihnen den Bauch auf. Man mußte zuletzt die in der Stadt durch Hunger und Schwert Umgekommenen über die Mauern werfen, weil man sie innen nicht mehr alle begraben konnte; es waren wohl sechsmalhunderttausend Leichname. „Nie hat eine Stadt ähnliches Elend erfahren," versichert uns ein Augenzeuge,

„nie hat es aber auch von Anbeginn der Welt ein Geschlecht gegeben, das furchtbarer an Bosheit gewesen wäre.“

Endlich hatten die Römer mit ihren Sturmwerkzeugen die dreifache Stadtmauer durchbrochen; allein sie mußten nun gegen die Verzweifelten jeden Stadttheil besonders erobern. Zuletzt wogte der Kampf um den Tempel. Titus hatte streng verboten, das herrliche Gebäude selbst zu beschädigen. Indeß schleuderte dennoch ein römischer Soldat während des Kampfes eine Fackel in das Holzwerk am Thor, und bald loderte der Brand wild auf. Unter dem Geheul der Juden und dem Kriegsgeschrei seiner eigenen Soldaten forderte Titus vergeblich zum Löschen auf; in wenigen Stunden war der ganze Tempelberg ein Flammenmeer, und von den Stufen des Tempels und Altars strömte das Blut der Erschlagenen. Viele Juden tödteten sich selbst oder stürzten sich verzweifelnd in die Flammen. „Niemand kann sich ein furchtbareres Geschrei denken,“ sagt jener Augenzeuge, „als sich von allen Seiten während des Tempelbrandes erhob. Der Siegesruf und der Jubel der Legionen tönte durch das Wehklagen des Volkes auf dem Berge und in der ganzen Stadt. Der Widerhall von allen Bergen umher vermehrte das betäubende Getöse. Doch war der Anblick ebenso schrecklich. Der Berg schien wie mit Einer Flamme von seiner Wurzel an zu brennen; oben sah man nirgends etwas von Erde, Alles war mit Leichen bedeckt; auf diese Haufen tretend, jagten die Soldaten den Fliehenden nach.“

Eine Million und hunderttausend Juden wurden im Ganzen getödtet, und siebenundneunzig Tausend gefangen genommen. Einige mußten als Sclaven arbeiten, Andere zur Belustigung der Römer mit wilden Thieren kämpfen. Solch ein Ende nahm Jerusalem und das Judenvolk, das bei der Kreuzigung des Heilands gerufen hatte: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“

Die Christengemeinde zu Jerusalem aber war schon vor dem Ausbruch des Kampfes nach der Stadt Pella ausgewandert, gehorsam dem Gebote ihres Herrn (Matth. 24, 15. 16), und blieb dort von den Gräueln verschont, wie einst Israel zu Gosen.

3. Die apostolischen Väter Ignatius und Polykarpus.

Nach der Zerstörung des jüdischen Reichs und der Zerstreuung des Volkes in alle Welt hatten zwar die Christen vor diesen Widersachern Ruhe, allein es warfen nun die Heiden einen immer grimmigeren Haß auf die Gemeinde des Herrn, welche sie als Aufrührer wider ihre Götter oder gar wider die Herrschaft des römischen Kaisers betrachteten. Daher haben nicht nur Tyrannen, wie Nero, sondern auch milder gesinnte Kaiser Verfolgungsbefehle gegen sie ausgehen lassen. Am meisten wurden davon die an der Spitze der Gemeinden stehenden Aeltesten oder Bischöfe betroffen. Darunter auch zwei, welche noch Schüler der Apostel waren und darum auch apostolische Väter genannt werden, Ignatius und Polykarpus.

Ignatius war Bischof von Antiochien, „ein Mann, in allen Dingen den Aposteln ähnlich, der sich als guter Steuermann mit Beten und Fasten und durch Beständigkeit der Lehre den Fluthen des Widersachers entgegensetzte; er war gleich einer göttlichen Leuchte, welche die Herzen der Gläubigen mit Licht und Trost erfüllte.“ Als der Kaiser Trajan, der ein Strafgesetz gegen die Christen erlassen hatte, durch Antiochien kam, stellte sich der Bischof, als guter Hirte, freiwillig diesem Wolfe dar, um ihn von seiner Heerde abzuhalten. Da redete der erzürnte Kaiser den Bischof also an: „Welch ein gottesvergessener Mensch bist du, daß du selbst meinen Befehlen nicht gehorchst und auch Andere zu dieser Thorheit verführst, die ihr Untergang sein muß?“ Ignatius antwortete: „Du mußt einen Gottesmenschen nicht so nennen, der das Böse durch den inneren Beistand Christi, des himmlischen Königs, überwindet.“ — „Aber glaubst du nicht, daß auch die Götter in uns wohnen und uns beistehen?“ — „Nein,“ erwiderte der Bischof, „denn es ist nur Ein Gott, der Himmel, Erde und Meer und Alles, was darin ist, gemacht hat, und Ein Christus, dessen Reich mein Erbtheil ist, der meine Sünden gekreuzigt und alle Bosheit gerichtet und denen unterthan gemacht hat, die ihn im Herzen tragen.“ — „Also hast du den in deinem Herzen, der gekreuzigt war?“ fragte Trajan. — „Ja,“ erwiderte Ignatius, „denn es steht geschrieben: ich wohne in

ihnen und wandle in ihnen." — Darauf sprach der Kaiser das Urtheil: „Weil Ignatius bekennt, daß er den in sich trägt, der gekreuzigt worden ist, so soll er gebunden nach Rom gebracht und zur Belustigung des Volks den wilden Thieren vorgeworfen werden." — In Begleitung von zehn Soldaten wurde nun Ignatius durch Kleinasien und Macedonien nach Rom abgeführt. Unterwegs hatte er Gelegenheit, schriftlich und mündlich die Christengemeinden in ihrem Glauben zu stärken und auch seinen Freund Polykarpus, den Bischof von Smyrna, zu besuchen, der einst mit ihm zu den Füßen des Apostels Johannes gesessen hatte. Noch sind uns einige seiner Briefe aus dieser Zeit erhalten, worin er unter Anderem die Brüder zu Rom bittet, seine Befreiung nicht zu versuchen: „Ich bin Gottes Waizenkorn," schreibt er, „und soll durch die Zähne der wilden Thiere gemahlen werden, damit ich als reines Brod Christi erfunden werde. Laßt Feuer und Kreuz, laßt wilde Thiere, kurz alle Qualen über mich herfallen, wenn ich nur Christum gewinne. Es ist herrlich, unterzugehen der Welt, um hinaufzugehen zu Gott." Als er in Rom angelangt war, begleiteten ihn viele Brüder zum Richtplatze und beteten mit ihm, „daß Christus der Versuchung bald ein Ende machen und die Liebe der Brüder unter einander vergrößern möge." Darauf warf man ihn den wilden Thieren vor, die ihn alsbald zerrissen. Dies geschah im Jahr 116.

Ihm folgte später auch sein Freund Polykarpus von Smyrna als 90jähriger Greis im Märtyrertod nach (im Jahr 167). Was dem Hirten dieser Gemeinde in der Offenbarung (Offb. 2, 8—11) zugerufen war: „Fürchte dich vor der keinem, das du leiden wirst; sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben," — das erfüllte er auf's treulichste.

Sechzig Jahre hatte er der Kirche vorgestanden, hochgeachtet von seiner Gemeinde und der ganzen Christenheit. Einer seiner Schüler, Irenäus, Bischof von Lyon, sagt von ihm: „Noch könnte ich Stelle und Ort bezeichnen, wo der selige Polykarpus saß, wo er lehrte. Mir ist's, als hörte ich ihn noch erzählen, wie er mit Johannes und den Uebrigen, die den Herrn gesehen, gesprochen habe, welche

Reden sie gehalten, was er aus ihrem Munde über den Herrn gehört habe von dessen Tugenden und Lehren. Der selige und apostolische Mann!" — Ignatius selbst hatte ihm geschrieben: „Ich habe deinen Sinn erkannt, daß er auf unbeweglichen Felsen gegründet ist." So als Vater und Lehrer der Christenheit hochgeachtet, war auch er den Angriffen der Heiden besonders ausgesetzt. Bei dem Verhör und der Hinrichtung eines christlichen Jünglings rief das Volk plötzlich aus: „Weg mit diesen Gottesleugnern, man hole den Polykarpus, den Anstifter dieser Gottlosigkeit." Auf Bitten seiner Freunde entzog er sich ihrer blinden Wuth und brachte einige Zeit auf einem Landsitze in stillem Gebet und Betrachtung zu. Dort offenbarte ihm der Herr im Gesicht, was ihm bevorstand. Er sah, wie sein Kopfkissen vom Feuer verzehrt ward, und theilte alsbald seinen bekümmerten Freunden mit: „Ich soll lebendig verbrannt werden." Ruhig übergab er sich drei Tage später den nach ihm ausgeschickten Häschern und sprach: „Des Herrn Wille geschehe." Man brachte ihn nach der Stadt; die Menge erhob ein großes Geschrei, als sie hörte, Polykarpus sei eingebracht worden, den Christen aber war's, als hörten sie eine Stimme vom Himmel: „Sei tapfer und halte dich männlich, Polykarpus." — Bei dem Verhör suchte selbst der Richter, gerührt von seiner ehrwürdigen Erscheinung, ihn zu retten: „Schone deines Alters," sprach er, „fluche Christus, dann lasse ich dich los." Aber der Greis antwortete: „Sechsundachtzig Jahre habe ich ihm gedient, und er hat mir nie etwas zu Leide gethan, wie sollte ich meinem Könige fluchen, der mich selig gemacht hat?" — Da solche und ähnliche Zumuthungen des Richters entschieden zurückgewiesen wurden, ließ er endlich dem versammelten Volke verkündigen: „Polykarpus hat bekannt, daß er ein Christ sei!" Da schrie die ganze Menge: „Dieser ist der Lehrer von Asien, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter, der Viele gelehrt hat, nicht mehr zu opfern; er muß verbrannt werden!" Von allen Seiten trug das wüthende Volk Holz herbei, und der Scheiterhaufen war bald bereitet. Der Greis bestieg ihn, und als man ihn an den Pfahl heften wollte, sprach er: „Laßt mich! Der mich um seines

Evangeliums willen das Leben opfern läßt, wird mir auch Kraft geben, im Feuer stille zu halten." Er betete noch einmal voll Kraft, dann wurde angezündet. Die Flammen aber schlugen zu beiden Seiten um ihn herum, ohne ihn zu ergreifen, so daß der treue Zeuge des Herrn von Lichtschein umflossen stand. Da durchstieß ihn ein Henker mit dem Speer.

---

4. Die Blutzeugen Justinus und Perpetua.

Während jene Männer um ihres Amtes willen Verfolgung zu leiden hatten, trat ein Anderer freiwillig als gelehrter Vertheidiger des Christenthums vor Juden und Heiden, ja selbst vor Kaisern auf und zog sich durch dies unerschrockene Zeugniß der Wahrheit den blutigen Tod zu. Es war Justinus, dem deßhalb vorzugsweise der Ehrenname des Märtyrers oder Blutzeugen des Herrn Jesu beigelegt ist.

Derselbe wurde im Jahr 103 zu Sichem in Samarien geboren und hatte heidnische Eltern; darum war denn auch der Sinn des reichbegabten und nach Erkenntniß begierigen Jünglings zuerst darauf gerichtet, die Wissenschaften der heidnischen Weltweisen zu durchforschen. Allein ob er es gleich mit allerlei Lehrern versuchte, so konnte sich doch sein Herz bei keinem von ihnen zufrieden geben. Da begegnete ihm eines Tages am Ufer des Meeres ein alter, ehrwürdiger Mann, mit dem er sich in ein Gespräch einließ: „Ich glaube," sagte ihm derselbe, „du bist mehr darauf bedacht, wie du ein gelehrter Mann werdest, als wie du das Gute ausüben lernest. Wenn du ein Verlangen hast, Gott kennen zu lernen, so mußt du dich nicht an die heidnischen Lehrer wenden, sondern zu den Propheten des Alten Testaments, zu Christus und den Aposteln. Vor allen Dingen aber bete, daß dir das Verständniß aufgethan werde, denn Niemand kommt dazu, dem es nicht von Gott und seinem Christus gegeben wird." — „Somit ging der Alte von mir," erzählt uns Justinus, „und ich habe ihn nie wiedergesehen. Aber es war ein Feuer in meiner Seele angezündet worden, und ich fühlte mich mächtig hingezogen zu den Propheten und zu den Freunden Christi; ich fand zuletzt, daß die heilige Schrift die einzige Quelle der Weisheit sei."

Dem Aufrichtigen hat es Gott also gelingen lassen; er hatte nach langem Suchen die köstliche Perle gefunden. Auch die Freudigkeit, mit welcher er so oft die Christen zum Tode gehen sah, trug nicht wenig dazu bei, ihn im Glauben zu befestigen. „Wer so stirbt, wie diese," sprach er zu sich selbst, „kann unmöglich der Laster schuldig sein, deren man sie beschuldigt." — In seinem dreißigsten Jahre wurde Justinus zum Herrn bekehrt, und von nun an nahm er sich der von der Welt verachteten Christen überall an; er vertheidigte ihren Glauben mit aller Gelehrsamkeit sowohl gegen Irrlehrer, als auch gegen die falschen Beschuldigungen der Heiden. Zwei Kaisern (Antoninus dem Frommen und Marcus Aurelius) übergab er Schutzschriften, worin er die Lehren und Gebräuche der Christen darstellte und rechtfertigte. „Wir Christen," sagt er darin, „sind vor allen Anderen der Obrigkeit hülfreich zur Erhaltung des Friedens, denn wir wissen, daß kein Uebelthäter vor Gott verborgen bleibt. Wir aber möchten nicht einmal leben, wenn wir unser Leben erkaufen müßten mit einer Lüge. Auch sind wir innigst überzeugt, daß Niemand uns schaden könne. Tödten könnt ihr uns zwar, aber nicht uns schaden."

Für sich selbst erwartete Justinus nichts Anderes, als daß er auch von irgend einem Widersacher hinterlistig angegriffen und dem Tode überantwortet würde. So geschah es denn auch. Er wurde mit sechs anderen Christen ergriffen und, weil sie sich weigerten, den Göttern zu opfern und damit den kaiserlichen Befehlen zu gehorchen, im Jahr 165 zu Rom enthauptet.

Wir sehen schon hieraus, daß die Verfolgungen sich nicht auf die Vorsteher der Gemeinden beschränkten, sondern daß auch schlichte Christen zum Tode geführt wurden, wenn sie den Göttern oder auch den römischen Kaisern, die von den Heiden ebenfalls als Götter verehrt wurden, nicht Opfer darbringen wollten. Ja selbst Frauen durften mit ihrem Blut ihren Glauben besiegeln.

In den beiden ersten Jahrhunderten hatte sich das Evangelium bereits in alle Länder des damaligen großen Römerreiches verbreitet, und es entbrannten darum, wenn ein neuer kaiserlicher Befehl dazu ausging, die Verfolgungen gegen

die Gläubigen nicht blos in Rom und Kleinasien, sondern auch in Gallien (dem heutigen Frankreich) und in Afrika, wo sich blühende Christengemeinden befanden.

Dort, in der einst berühmten Stadt Carthago, lebte im Jahr 202 eine zweiundzwanzigjährige vornehme Frau Namens Perpetua, deren Vater ein Heide war, die sich selbst aber dem Christenthum von Herzen zugeneigt hatte. Indessen war sie, wie auch ihre Geschwister, noch nicht getauft. Als nun die Verfolgung ausbrach, wollte sie ihr Vater vom Christenthume abwenden; sie aber blieb standhaft und sprach: „Vater, kannst du das Gefäß, das da am Boden liegt, anders nennen, als was es ist? Siehe, so kann ich mich auch nicht anders nennen, als was ich bin und bleibe, eine Christin.“ — Nach wenigen Tagen ließ sie sich taufen, und bald darauf ward sie gefangen gesetzt. Sie hatte einen Säugling an der Brust, und so entsetzte sie sich denn zuerst freilich vor der Finsterniß, der Hitze und dem Geruche des mit Menschen angefüllten Kerkers, wohin sie ihr Kind nicht mitnehmen durfte; da man aber später ihre Lage verbesserte und ihr das Kind wieder gab, „da,“ sagte sie, „wurde mir der Kerker zum Palast.“ Als sie zum Verhör gebracht werden sollte, erschien nochmals ihr Vater und beschwor sie, von dem Christenglauben abzulassen. „Kind,“ rief er, „erbarme dich meiner grauen Haare und habe Mitleid mit deinem Vater. Habe ich dich mit diesen Händen bis zu dieser Blüthe des Lebens gebracht, habe ich dich deinen Brüdern vorgezogen, o so mache mich nun nicht zur Schmach der Menschen. Siehe dein Kind an, das nach dir nicht leben kann, und laß den Eigensinn fahren; bringe uns nicht Alle ins Unglück!“ Er küßte ihre Hände und warf sich ihr mit Thränen zu Füßen. Tief schmerzte sie der greise Vater, sie suchte ihn zu trösten und sprach: „Vater, es wird geschehen, was Gott will, denn wir sind nicht in unserer Macht, sondern in der Hand Gottes.“ Noch einmal vor dem Richter selbst erschien ihr Vater mit ihrem Kinde und beschwor sie: „Erbarme dich doch deines Kindes!“ Sie aber bekannte fest und entschieden, daß sie eine Christin sei. Da ward ihr Urtheil gefällt, daß sie am nächsten Feste den wilden Thieren vorgeworfen werden solle, mit ihr noch eine Anzahl anderer Christen, auch ihre Freun-

din Felicitas. Sie feierten alle zusammen am Tage vor der Hinrichtung das christliche Liebesmahl und gingen dann getrost und freudig aus dem Kerker zum Richtplatze. Die Thiere wurden losgelassen; die Männer sollten von Leoparden und Bären, die Frauen Perpetua und Felicitas aber von einer wilden Kuh zerrissen werden. Diese warf sie nun mit einem Schwung zu Boden, aber der Stoß war nicht tödtlich; alsbald erhob sich Perpetua wieder, als ob nichts mit ihr geschehen wäre, und half auch ihrer Freundin auf. Noch einmal gaben sie einander den Friedenskuß, dann trat ein Fechter hinzu, um sie mit dem Schwerte zu erstechen. Perpetua, die er zuerst nicht recht traf, führte ihm selbst dabei die Hand.

So starb die bis in den Tod Getreue.

5. Bischof Cyprianus von Carthago.

Die Verfolgungen, welche in den ersten drei Jahrhunderten die Kirche trafen, gingen nicht immer mit gleicher Heftigkeit fort, sondern sie hörten bisweilen auf, um dann, wenn einer der römischen Kaiser besondere Befehle dazu ausgehen ließ, oder auch wenn ein besonders strenger Statthalter ein Land heimsuchte, auf's Neue den Glauben zu prüfen.

So zählt man gewöhnlich zehn große Christenverfolgungen, wovon die schrecklichste die unter Kaiser Decius in den Jahren 249—251 war. In der Zwischenzeit hatte die Kirche Ruhe, sich zu bauen, und selbst die Todesfreudigkeit der Blutzeugen trug so gewaltig zur Bekehrung derer bei, die sie mit ansahen, daß man das Blut der Märtyrer als den Samen der Kirche bezeichnet hat.

Während die ersten kleinen Christengemeinden in den Häusern hin und her sich versammelt hatten, wurden nun bald eigne Bethäuser erbaut, worin die Gemeinde des Sonntags ihren Gottesdienst hielt. Ueber die gute Zucht und Sitte, welche damals unter den Gläubigen gehandhabt wurde, schreibt der Kirchenlehrer Tertullian von Carthago (im Jahr 200): „Wir sind ein Ganzes durch Gemeinschaft des Glaubens, durch heilsame Zucht und den Bund der Hoffnung. Wir versammeln uns, um Gott anzubeten, zum Lesen

der heil. Schrift, und stärken durch das heil. Wort den Glauben, ermuntern die Hoffnung. Hier findet auch Ermahnung und Bestrafung statt. Wenn nämlich Einer gefehlt hat, so kann er von der Gemeinschaft des Gebets und des ganzen Gottesdienstes ausgeschlossen werden. Die bewährtesten Alten sind die Vorsteher der Gemeinde. Zur Gemeindekasse bringt ein Jeder einen mäßigen Beitrag, wenn er will oder kann, was dann zum Unterhalt der Armen, Waisen und Kranken um Christi willen verwendet wird. So sagen allerdings die Heiden von uns unter einander: „Seht, wie sie sich lieben und für einander zu sterben bereit sind.“ Aber wir sind ja Brüder, weil wir alle Einen Gott Vater anerkennen und einen Geist der Herrlichkeit empfangen. Unsre Mahle heißen Liebesmahle, und auch Unbemittelten stehen wir mit Erquickung bei. Wir setzen uns nicht zu Tische, als bis wir gebetet haben. Man ißt, so lange man hungert, und trinkt, so viel es Züchtigen frommt; wir reden eingedenk dessen, daß der Herr zugegen ist. Nach dem Essen wird Einer aufgefordert, etwas zum Lobe Gottes vorzutragen. Darauf wird mit Gebet geschlossen.“

Solche Liebesmahle, wozu jeder das Seinige mitbrachte, blieben in Uebung, solange sich die Christengemeinde eines Ortes als eine Familie betrachtete; später als die Gemeinden größer wurden und die schon 1. Kor. 11, 20—22 gerügten Mißbräuche zu fürchten waren, hob man diese Mahlzeiten auf.

In Zeiten der Verfolgung mußte man auch wohl den Gottesdienst in einsamen Gegenden abhalten, in Grabgewölben, oder auf Schiffen, die man etwas vom Lande entfernte; während der Ruhe baute man die von den Heiden zerstörten Bethäuser oder Kirchen wieder auf, und zwar gern an solchen Orten, wo Märtyrer ihr Blut für den Herrn vergossen hatten, wie man auch ihre Todestage als Gedächtnißfeste feierte. Von den an der Spitze der Gemeinde stehenden Aeltesten ragte später Einer, der Bischof oder Aufseher, besonders hervor, und dieser übernahm dann die Kirchenleitung nicht blos seines Wohnorts, sondern auch der Umgegend, sodaß meistens eine ganze Anzahl von Gemeinden unter seiner Obhut stand. Besonders war es in der Zeit der Verfolgung nöthig, daß solche Aufsicht geführt wurde, und hier tritt uns

ein Musterbild unermüdlicher Hirtentreue entgegen in dem Bischof Cyprianus von Carthago, einem Schüler Tertullians, seines Landsmannes.

Cyprian war reicher Leute Kind und erhielt eine sorgfältige aber heidnische Erziehung. Er sollte Lehrer der Beredsamkeit werden, erlangte auch diese Stelle in seinem Geburtsort, ergab sich aber zugleich einem üppigen Weltleben. „Damals," bekennt er, „schmachtete ich noch in Finsterniß und tiefer Nacht und trieb auf dem wogenden Weltmeer schwankend auf Irrwegen umher, unsicher über mein Lebensziel. Wohl hörte ich vom Christenthume, aber es schien mir unmöglich, daß man neu geboren und durch die Taufe zu einem neuen Leben beseelt, nach Geist und Sinn umgeschaffen werden könne, während doch der Leib derselbe bleibe." Da suchte ihn die göttliche Gnade heim. In seinem Hause wohnte damals ein Geistlicher, den er lieb gewann; dieser erklärte ihm die christliche Lehre und ermunterte ihn, in der heiligen Schrift zu lesen.

So wurde Cyprian für den Glauben gewonnen und ließ sich alsbald (im J. 245) taufen. „Da war es mir," schreibt er, „als ob alle Befleckung des früheren Lebens abgewaschen wäre, da strömte von oben her heiteres Licht in die versöhnte Brust; der schwankende Geist kam zur Kraft, und das Dunkel lichtete sich. Aber Gottes Werk ist das Alles, durch ihn lebt der Mensch, durch ihn gewinnt er Kraft, wenn er nur willig ist." — Bald darauf ward Cyprian zum Geistlichen geweiht, und als nach zwei Jahren der Bischof von Carthago starb, wählte man ihn zu diesem hohen Amte. Zucht und Einheit in der Kirche zu erhalten, das war von nun an das Hauptziel seiner Wirksamkeit, und hier hatte er in seiner eigenen Gemeinde viel zu thun, denn es war in der reichen Handelsstadt auch unter den Christen arge Ueppigkeit eingerissen; selbst bei den Geistlichen fehlte die rechte Andacht und Sorgfalt für die Gemeinde, namentlich für die Armen. Hier griff der Bischof mit Wort und That scharf ein, bis nach zwei Jahren (250) die fürchterliche Verfolgung des Kaisers Decius auch über seine Gemeinde hereinbrach. Sie sollte die gänzliche Vertilgung des Christenthums bewirken; Gefängniß, dann Hunger,

Durst und zunehmende Marter bis zum Tod wurden verhängt, und wirklich verleugneten ganze Schaaren von Christen ihren Glauben, andere entwichen. Um die Heiden durch seine Gegenwart nicht noch mehr zu reizen, zog sich auch Cyprian aus der Stadt zurück und lebte zwei Jahre in stiller Verborgenheit. Nicht aus Furcht that er dies, sondern um sich der Gemeinde zu erhalten, und weil er dafür hielt: „der verleugne nicht den Glauben, der, treu in Christo verharrend, sich einstweilen zurückziehe, sondern der warte nur die rechte Zeit ab." Auch nun ermunterte er die Christen in vielen Briefen zum treuen Erdulden ihrer schweren Leiden, und bat sie, für Wittwen, für Kranke, für alle Arme fleißig zu sorgen, auch aus seinem eigenen zurückgelassenen Vermögen. — Nachdem sich der Sturm der Verfolgung gelegt hatte, kehrte Cyprian nach Carthago zurück. Hier erhoben sich bei ihm schwere Bedenken wegen des Zudrangs derer, die in der Verfolgung leichtfertig von der Kirche abgefallen waren und nun ebenso leichthin wieder in dieselbe wollten aufgenommen werden. Er berieth sich auf einer Kirchenversammlung mit seinen Geistlichen über die beste Art der Wiederaufnahme wahrhaft Reumüthiger und wehrte den Spaltungen, die hierüber zu entstehen drohten. Ebenso bewies sich der Bischof in einer furchtbaren Pestzeit, welche über die Stadt hereinbrach, und bald darauf auch in Kriegsnöthen als unermüdlicher Berather und Versorger der Seinen.

Indeß brach nach etlichen Jahren eine neue Verfolgung aus, und Cyprian wurde aus der Stadt verwiesen. Aber auch aus dieser Verbannung sorgte er treulich für seine Gemeinde, blieb in stetem Verkehr mit ihr und berieth ihre leibliche und geistliche Nothdurft. Zwar durfte er nach Jahresfrist wieder heimkehren, aber er wurde alsbald gefangen genommen und vor den Stadthalter geführt. Er wußte, daß er nun sterben werde, bekannte sich vor dem Richter als den Bischof der Christen und weigerte sich, nach kaiserlichen Befehlen die Götter anzubeten. Da ward ihm das Urtheil gesprochen, er solle mit dem Schwerte hingerichtet werden. „Gott sei gedankt," erwiderte Cyprian hierauf; aber die Christen riefen: „Wir wollen mit enthauptet werden." Eine große Volksmenge begleitete den Bischof zum

Richtplatz vor der Stadt. Dort entkleidete er sich selbst, knieete nieder und betete. Dem Scharfrichter ließ er von seinen Freunden fünfundzwanzig Goldstücke auszahlen; zwei seiner Geistlichen verbanden ihm die Augen; mit zitternden Händen führte der Scharfrichter das Schwert, und das ehrwürdige Haupt fiel. Bei Nacht bestatteten die Gläubigen seine Leiche im Fackelschein unter Gesang und Gebet.

---

6. Kaiser Constantin der Große und Julian der Abtrünnige.

Die römischen Kaiser, welche so schwere Verfolgungen über die Christen verhängten, hatten zuletzt ihr weitläufiges Reich nicht mehr allein regieren können und nahmen daher Mitregenten an. Hierzu wurde auch Constantin ernannt, ein kaiserlicher Prinz, der eben (306) als Feldherr in England stand. Da er ein tapferer und kluger, aber auch ehrgeiziger junger Mann war, so besiegte er seine Nebenbuhler nach und nach, bis nur noch einer, Licinius, welcher das Heidenthum sehr begünstigte, ihm gegenüberstand. Constantins fromme Mutter Helena, die den Christen geneigt war, hatte ihren Sohn schon frühe auf diese neue Religion hingewiesen, welche trotz aller Verfolgung eine große Anzahl von Gläubigen im ganzen Reich gewonnen hatte. Allein dieser schwankte lange zwischen dem neuen und alten Glauben. Erst vor jenem Entscheidungskampfe über sein Leben und die Weltherrschaft ging er ernstlich mit sich zu Rathe, auf welcher Seite wohl die Wahrheit sein möge, und welchen Gott er um den Sieg anrufen solle. In solchem Nachsinnen, erzählt er später, habe er ein flammendes Kreuz in den Wolken erblickt mit den Worten: „In diesem Zeichen wirst du siegen." Von da an sei ihm klar gewesen, daß er nur durch Christus den Sieg erlangen werde. Er ließ daher eine Fahne machen, welche das Kreuz mit dem Namen Christi führte, damit sie im Kampfe seinem Heere vorausgetragen werde. Es war eine wichtige Stunde, als nun vor der Schlacht Constantin mit den Christen seines Heeres zum Gott und Vater des Herrn Jesu Christi betete, während sich der Gegner mit den Seinen in den heiligen Hain der

Heidengötter begab, dort sie um Sieg anrief und ihre Abzeichen mit in die Schlacht nahm. Der Sieg ward dem Constantin verliehen (im Jahre 323), und er beschloß nun, das Christenthum zur herrschenden Religion in seinem Reiche zu erheben. Zwar drückte er die Heiden nicht, denn er selbst stand in seinem Glauben noch nicht fest, war auch noch nicht getauft; aber um des Kaisers willen wandten sich doch immer Mehrere dem Christenthume zu. Daneben suchte der Kaiser durch den Glanz, den er der Kirche verlieh, das Volk heranzulocken. Besonders ließ er in der nach seinem Namen benannten und zur Hauptstadt seines Reiches erhobenen Stadt Constantinopel prächtige Kirchen bauen, zum Theil aus alten Heidentempeln; auch über dem Grabe des Herrn errichtete er eine Kirche. Waren es auch nicht immer die rechten Beweggründe, welche die Menge der christlichen Kirche zuführten, so konnte doch nun ein Heidentempel nach dem andern geschlossen werden, und die abergläubischen Gebräuche bei Opfern nebst dem Wahrsagen wurden verboten. Indeß entschloß sich Constantin noch immer nicht zur Taufe, auch sein Wandel blieb nicht frei von schweren Verirrungen; denn er ließ sogar auf eine unerwiesene Beschuldigung hin seinen Stiefsohn und dann auch seine Frau tödten. Erst als er im vierundsechzigsten Jahre erkrankte, begehrte er die Taufe und gelobte nun, da er in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen war, ein christlich würdiges und frommes Leben zu führen; auch legte er bis zu seinem Tode die weißen Taufkleider nie wieder ab. Sein Ende war indeß nicht mehr ferne. Er starb, von seinem ganzen Reiche betrauert. Die dankbare Christenheit aber hat ihm um der Großthat willen, daß er ihren Glauben aus der Bedrückung zur Freiheit und zu Ehren erhob, den Beinamen des Großen beigelegt.

Constantin hinterließ das Reich seinen drei Söhnen, doch beherrschten sie es nicht lange; es folgte ihnen nach mancherlei Kriegen und Aufständen ihr Vetter Julian, ein Bruderssohn Constantins.

Dieser Jüngling hatte eine betrübte Jugendzeit durchlebt. Um ihn von jeder Herrschaft im Reiche abzuhalten, hatte man ihn zum Geistlichen bestimmt und in einem einsamen

Bergschlosse erzogen. Hier sollte er von allem heidnischen Wesen streng abgeschlossen gehalten werden, auch von der heidnischen Kunst und Wissenschaft durchaus nichts hören. Dagegen wurde ihm durch wenig gebildete Geistliche christliche Unterweisung gegeben, und er selbst ward wider seinen Willen zum Schriftvorleser in der Kirche gemacht.

Aber der hochbegabte Jüngling hatte eine tiefe Abneigung gegen das ihm so aufgedrungene Christenthum gefaßt, und jenes Verbot reizte ihn noch mehr, die altberühmte Weisheit der Griechen kennen zu lernen. So schlichen sich denn bald heidnische Gelehrte bei ihm ein und erzählten ihm von der Herrlichkeit der alten Götter und der griechischen Weltweisheit. Von ganzer Seele begeisterte er sich dafür und behielt nur mit innerem Grimm den Schein christlichen Wesens bei, solange seine Bedränger lebten. Kaum aber war er zur Herrschaft gelangt, so warf er die Maske ab und setzte das Heidenthum im ganzen Reiche wieder in seine alten Rechte ein.

Zwar wollte er die christliche Kirche nicht gerade mit Gewalt vertilgen und das Blutvergießen nicht erneuern, aber sonst ließ er kein Mittel unversucht, um das Christenthum wieder zu stürzen. Die heidnischen Tempel wurden wieder aufgethan; die Christen mußten selbst diejenigen wieder bauen, die sie zerstört hatten. Die Beamten des Reichs sollten wieder Opfer bringen, so daß nun kein Christ eine Beamtenstelle mehr einnehmen konnte; die heidnischen Priester suchte der Kaiser höher auszubilden und befahl ihnen beim Gottesdienst ebenfalls Vorträge zu halten, ähnlich der christlichen Predigt. Dabei ließ er reichlich Spenden an das heidnische Volk vertheilen, übernahm selbst das Amt des Oberpriesters, ging mit allen Götterdiensten voran, und verfolgte den christlichen Glauben durch Widerlegungs- und Spottschriften, von denen er selbst viele schrieb.

Auch gab er den Juden ihre volle Freiheit wieder und ermunterte sie, der Weissagung (Luc. 21, 24) zum Trotz ihren Tempel zu Jerusalem wieder zu bauen. Diese versuchten es zwar, kamen aber damit nicht zu Stande, denn es schlugen Feuermassen aus dem Boden, zerstörten die angefangenen Arbeiten und verscheuchten die Arbeiter. Ueberhaupt zeigte sich bald, daß Julians Bemühen ein vergeb-

liches war. Die feile Menge, die sich vorher, Constantin zu Gefallen, dem Christenthum zugewendet hatte, kehrte zwar auch nun wieder ebenso zum Heidenthum zurück, namentlich in der Hauptstadt; aber im Reiche war der Glaube bereits viel zu tief gewurzelt, als daß ein Menschenwille ihn hätte erschüttern können. „Gebrandmarkt und gehaßt", berichtet ein Zeitgenosse, „gehen die in den Städten umher, welche die Kirchen verließen und zu den Götzenaltären liefen: mit Fingern weist man auf sie hin, die für wenig Silber Verräther Christi geworden sind." Auf seinem letzten Kriegszuge gegen die Perser erfuhr der Kaiser die Ohnmacht seiner Ueberredungskünste recht, denn er vermochte weder das Heer, noch das Volk von Antiochien zur Theilnahme an seinem Götzenfeste zu bewegen, und als er im Aerger darüber, daß dies kläglich ausgefallen war, einen Christen spöttisch fragte: „Nun was macht euer gekreuzigter Herr, der Zimmermann!" antwortet dieser ihm ernst: „Einen Sarg für dich!" Wirklich fiel auch der Kaiser bald darauf, noch fast im Jünglingsalter, im Kampfe gegen die Perser, mit dem Ausruf: „Galiläer, du hast gesiegt!" — Er wird um seines Rückfalls willen der Abtrünnige genannt; mit ihm erlosch aber auch die letzte Kraft des Heidenthums.

Seine Nachfolger rotteten es zusehends aus, bis im Jahre 395 der Kaiser Theodosius alle Heidentempel zerstören und die Opfer verbieten ließ. Nur in der Hauptstadt von Aegypten, in Alexandrien, fanden diese Verordnungen einen bedeutenden Widerstand. Dort verschanzten sich die Heiden in dem gewaltigen Tempel ihres Gottes Serapis, dessen heiligste Bildsäule hier stand, gegen die Christen, bis der Kaiser Truppen aussandte und die Zerstörung dieses Heiligthumes ernstlich befahl. Es ging unter den Heiden die Sage, daß mit diesem und namentlich dem Falle des Götterbildes im Tempel das Himmelsgewölbe einfallen werde. Zitternd stand deshalb das Volk umher, als der Tempel eingenommen war, und lange getraute sich Niemand Hand an das Bild zu legen, bis ein gläubiger Soldat sein Beil schwang und dem gewaltigen Bilde den Kinnbacken herabschlug, ohne daß darum der Himmel ein Zeichen gab. Da erkannte das Heidenvolk, daß es von seinen Göttern nichts zu erwarten

habe, und es ein Betrug gewesen sei mit der Vertröstung: Die Religion des Nazareners werde nur vierhundert Jahre lang dauern und dann den alten Göttern wieder Platz machen. Auch die letzten Spuren des Heidenthums verschwanden nun innerhalb des römischen Reiches.

---

7. Der Bischof Athanasius und der Irrlehrer Arius.

Nachdem die Kirche äußerliche Ruhe erlangt hatte, benutzte man diese Zeit besonders zur Feststellung der Kirchenlehre und zur Abwehr von Irrthümern, die sich einzuschleichen drohten. Vor Allem war es die Lehre von der heil. Dreieinigkeit und vom Verhältniß des Sohnes Gottes zum Vater, worum es sich dabei handelte. Der Streit hierüber erregte die gesammte Christenheit auf's tiefste: ein Mann ist's aber, der als Vertheidiger des rechten Glaubens vor Allen glänzend hervortritt: Athanasius von Alexandrien.

Zur Zeit Constantins d. Gr. wurde dieser große Kirchenlehrer in der Hauptstadt von Aegypten geboren, gelehrt und unter ernsten Frömmigkeitsübungen erzogen. Um seiner großen Gaben willen war er schon in seinem zwanzigsten Jahre Gehülfe und vertrauter Freund des dortigen Bischofs. Damals lebte in derselben Stadt ein Geistlicher Namens Arius, ein zwar sittenstrenger, aber weder sehr gelehrter, noch geistvoller Mann. Dieser trug über die Natur des Sohnes Gottes allerlei eigenthümliche Lehren vor. Er behauptete nämlich, daß derselbe, wie alles Uebrige in der Welt, auch ein Geschöpf Gottes, aus Nichts geschaffen, also von Gott abhängig und nur gewissermaßen göttlich, aber nicht Gott gleich sei. Dagegen hielt ihm der Bischof vor, daß nach der Schrift- und Kirchenlehre der Sohn Gottes von Ewigkeit her beim Vater gewesen sei und ihm daher gleich sein müsse (Joh. 1, 1—3 u. 10, 30). Es kam zu verschiedenen Reibungen, bis endlich Arius als Irrlehrer seines Amtes entsetzt wurde. Doch gewann er eine solche Zahl von Anhängern, daß der Streit bald die ganze christliche Kirche beschäftigte, und Kaiser Constantin zur Schlichtung desselben eine große Kirchenversammlung nach Nicäa in Klein-

asien auf das Jahr 325 ausschrieb. Dies war die erste allgemeine, von der gesammten Christenheit beschickte, und es kamen mehr als dreihundert Bischöfe zusammen, um feierlich auszusprechen, was als die rechtgläubige Lehre von der h. Dreieinigkeit anzusehen sei.

Bei den Verhandlungen daselbst that sich Athanasius besonders hervor, obgleich er nur als Gehülfe seines Bischofs miterschienen war. Mannhaft trat er dem Arius gegenüber für die göttliche Natur des Herrn Jesu auf; indeß wollte sich jener durchaus nicht belehren lassen. Bis auf ihn und zwei Genossen unterzeichneten zuletzt Alle das von der Kirchenversammlung aufgestellte Glaubensbekenntniß, welches auch bis heute in der ganzen Christenheit in Geltung geblieben ist. Da sich nun leider der Kaiser mit seiner Macht in die kirchlichen Angelegenheiten einzumischen begann, um die Rechtgläubigkeit zu erzwingen, so wurde Arius mit seinen Anhängern des Landes verwiesen.

Bald danach starb der Bischof von Alexandrien, und die dortige Gemeinde bestand mit Ungestüm darauf, daß Athanasius zu seinem Nachfolger erwählt werde. Er war auch wirklich der Einzige, welcher sich dem neuentbrannten Kampfe gegen die Irrlehre gewachsen zeigte, und mußte sofort nach seiner Erhebung in denselben eintreten. Denn die Arianer hatten sich am kaiserlichen Hofe Einfluß zu verschaffen gewußt, so daß Arius nicht blos aus der Verbannung zurückgerufen wurde, sondern auch der Befehl erging, er solle wieder in die Kirche von Alexandrien aufgenommen werden. Dem widerstand aber Bischof Athanasius unerbittlich. So erhoben denn die Freunde des Arius allerlei schwere Klagen gegen denselben: er sei unrechtmäßig gewählt, sei ein Feind des Kaisers, der Aufruhr angestiftet und ungerechte Abgaben auferlegt habe. Athanasius ward deßhalb vor den Kaiser beschieden, aber er konnte sich auf's glänzendste rechtfertigen. Statt dadurch gedemüthigt zu werden, sannen nun seine Gegner auf neue Listen und klagten abermals: ein Geistlicher des Athanasius habe den heil. Kelch zerbrochen, den Altar umgestürzt und die heil. Bücher verbrannt; der Bischof selbst aber habe einen seiner Gegner ermordet. Es ward nun eine neue Untersuchung über ihn verhängt, aber Athanasius

bewies nicht nur, daß jene Störungen gegen seinen Willen geschehen seien, sondern er stellte auch den Mann, den er ermordet haben sollte, lebendig vor die Augen der Richter und that ihnen dar, daß eben seine Gegner denselben um Geld bestochen hatten, sich zu verbergen. Der Kaiser, von der Unschuld des Bischofs abermals überführt, versprach nun zwar, nicht mehr auf solche schändliche Verläumdungen zu achten, aber da die Feinde dennoch nicht ruhten, so war er schwach genug, wiederum auf ihre alten Klagen zu hören und den Athanasius nach Trier an der Mosel zu verbannen, „um der Kirche und dem Bischof selbst Frieden zu geben,“ wie er ihm sagen ließ. Hier im deutschen Lande lebte denn der Vielangefochtene in hohem Ansehen still und getrost.

Indeß wehrte man sich in Alexandrien gewaltig gegen die Zumuthung, den Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, und da es seinen Anhängern hier nicht gelang, so wollten sie es desto feierlicher in der Reichshauptstadt Constantinopel thun, wo sie die Oberhand hatten. Nachdem er hier seine Rechtgläubigkeit leichthin beschworen hatte, ließ sich zwar der Kaiser seine Wiederaufnahme gefallen, aber der Bischof der Stadt, welcher die Unredlichkeit des Mannes durchschaute und Alles, was er vermochte, um die Schmach von seiner Kirche abzuwehren, bereits vergeblich versucht hatte, warf sich am Tage vor der Feierlichkeit mit Thränen vor dem Altar nieder und betete: „Wenn Arius wieder in diese Kirche aufgenommen wird, so nimm, o Gott, mich, deinen Diener, vorher hinweg und vernichte nicht den Frommen mit dem Gottlosen. Wenn du dich aber der Kirche erbarmst, so nimm den Arius weg aus diesem Leben, damit keine Irrlehre in die Kirche komme, und man nicht Gottlosigkeit für Gottseligkeit halte“. Arius war inzwischen mit den Seinen des Sieges fröhlich und schwatzte vielerlei, bis er für einen Augenblick hinausging. Er kam nicht wieder, und als die Gesellschaft nach ihm suchte, fand sie ihn todt, mitten entzwei geborsten.

Athanasius und seine Anhänger erkannten in diesem erschütternden Ereigniß das Gericht Gottes, die Gegner beschuldigten sie der Zauberei. Indeß legte sich mit dem Tode dieses Hauptführers der Streit keineswegs. Athanasius

blieb verbannt bis zum Tode des Kaisers, dann aber, im Jahre 337, kehrte er unter dem Jubel seiner Gemeinde und Geistlichkeit nach Alexandrien zurück. „Die Kirchen waren voll Freude, und überall brachte man dem Herrn Dankgebete; ja, Alle glaubten sich nun erst wieder im Vaterlande heimisch“, — schrieb man damals. Der Bischof war nun eifrig bemüht, den rechten Glauben in seinem Bisthume wieder zu befestigen und alle dem widerstrebende Geistliche aus ihrem Amte zu entfernen. Das reizte die Arianer zu neuen Klagen, und da sie auch den neuen Kaiser für sich gewonnen hatten, so wurde Bischof Athanasius nicht nur für abgesetzt erklärt und ein Anderer an seiner Statt ernannt, sondern ihm sogar nach dem Leben getrachtet. Abermals muß er aus Alexandrien weichen und kann erst nach acht Jahren, vom Kaiser freundlichst dazu eingeladen, wieder heimkehren, um sein Reinigungswerk auf's Neue zu beginnen. Aber die Arianer erheben sich wiederum und bestürmen sogar während des Festgottesdienstes bei Nacht mit fünftausend Soldaten die Kirche, in welcher Athanasius eben anwesend ist. Als treuer Hirte flieht er nicht, sondern läßt erst alles Volk sich hinausretten, bevor er selbst sich unter den Seinen unbemerkt wegbegibt und in die Wüste flüchtet. Während die Soldaten ihn auch dorthin verfolgten, suchten die Arianer, die nun wieder die Oberhand in der Kirche zu haben schienen, die rechtgläubige Lehre auszurotten. Da schrieb denn der treue Zeuge aus seiner Einsamkeit theils Schriften zur Ermahnung und Stärkung der Seinen, theils Widerlegungen des Arianischen Irrthums. „Sie üben Alles, was ihnen beliebt, auf die äußere Gewalt gestützt“, schreibt er; „so macht der Teufel, weil er keine Wahrheit hat, seinen Angriff mit Beil und Axt und zersprengt die Thüren derjenigen, welche ihn aufnehmen; der Heiland aber ist sanftmüthig und spricht: wenn mir Jemand nachfolgen **will**, und braucht keine Gewalt, sondern klopft vielmehr an; wenn man aber nicht will, so geht er hinweg. Denn nicht mit Schwertern und Spießen, noch durch Soldaten wird die Wahrheit verkündigt, sondern durch Ueberzeugung.“ — Indeß zerspaltete sich das Arianerthum nun, auf der Höhe seiner Macht angelangt, durch allerlei Streitigleiten seiner

Bekenner untereinander. Darauf wies Athanasius hin voll Ruhe und Siegeszuversicht: „Seht doch, wie sie hin und her laufen und fragen: wie sie denn an unsern Herrn Jesum Christum glauben lernen sollen! seht, wie ihr Reich uneins wird und zerfällt!“ — Wirklich brach denn auch die Herrschaft der Arianer mit dem Regierungsantritt Kaiser Julians zusammen. Dieser ließ sogleich die Verbannten aller Parteien heimkehren, denn ihm war es gerade Recht, daß sich die Christen unter einander bekämpften. Auch Athanasius kehrte zurück; nun aber zeigte er seinen Edelmuth darin, daß er jetzt, nachdem die Gegenmacht gebrochen war, milde auftrat und die zum Frieden geneigten Gegner vielmehr heranzuziehen suchte, wodurch er sogar die Heiden gewann. Aber auch Julian konnte einen so starken christlichen Einfluß gegen seine heidnischen Absichten nicht dulden. Daher verbannte er den Athanasius abermals; dieser aber ging voll guter Zuversicht, denn er durchschaute die Nichtigkeit solchen Bemühens, und rief seinen Freunden zu: „Seid guten Muthes, es ist nur eine Wolke, die sich bald verzieht.“ Auch stürmte ja Julian nur wie eine rasche Wetterwolke vorüber. Zwar verbannte sein Nachfolger den Bischof zum fünften Male, doch nur auf kurze Zeit, denn er mußte bald dem Drängen des Volkes nachgeben und seinen Befehl zurücknehmen.

So kehrte der greise Bischof zur letzten Ruhe heim. Er hatte sein Werk vollendet, denn das Ansehen der Arianer war im Ganzen gebrochen. Athanasius entschlief im Frieden im Jahre 373.

---

8. Die Kirchenväter Augustinus und Ambrosius.

Nach dem Tode des Athanasius verlief sich der Streit um die Lehre von der heil. Dreieinigkeit nach und nach. Es kam aber nun ein anderer Glaubenspunkt in Verhandlung: Die Lehre von der Natur und dem Zustand des Menschen nach dem Sündenfall. Zur Geltendmachung der richtigen Ansicht hiervon hat besonders der große Kirchenlehrer oder Kirchenvater Augustinus gewirkt.

Derselbe war in der Nähe von Carthago im Jahr

354 geboren. Sein Vater, ein Rathsherr, war ein Heide von wohlwollendem Herzen, aber sehr leidenschaftlichem Gemüthe; seine Mutter Monica dagegen war eine höchst edle Christin, welche die Härte ihres Mannes mit aller Geduld trug und es endlich dahin brachte, daß er auch Christ wurde. Ihre Kinder liebte sie auf's zärtlichste und war besonders auf ihr geistliches Heil bedacht. Augustinus aber war ein rechtes Schmerzenskind für sie; denn er hatte zwar schöne Anlagen, aber wenig Lust zum Lernen, das Ballspiel war ihm lieber. Daneben zeigten sich auch allerlei Fehler; Gefallsucht, Lügenhaftigkeit vor Eltern und Lehrern, wenn er seine Spielsucht befriedigen wollte, auch Naschhaftigkeit in der Speisekammer der Mutter. Sein Vater, statt ihm zu wehren, freute sich vielmehr der losen Streiche des Knaben und nährte seinen Ehrgeiz, denn er wollte ihn zu einem glänzenden Redner vor Gericht, einem Anwalt, ausbilden lassen. Daher wurde Augustin bald auf eine benachbarte hohe Schule geschickt, aber dort entartete er noch mehr und ergab sich allen Ausschweifungen der wilden Jugend. So kam er, geistig und leiblich verdorben, als sechszehnjähriger Jüngling wieder heim, zum großen Herzeleid seiner Mutter. Das achtete er aber wenig, sondern schämte sich vielmehr, wenn ein Anderer sich noch größerer Tollheiten rühmen konnte, als er selbst. Auch auf der hohen Schule zu Carthago, wohin er sich nun begab, setzte er seine Ausschweifungen fort. Zwar war er, wenn gleich ungetauft, christlich erzogen worden, doch kümmerte er sich nicht viel um das Evangelium, sondern studirte hauptsächlich die Bücher der Weltweisen, und wenn er auch einmal anfing, in der heil. Schrift zu lesen, so drang er damit doch nicht in die Tiefe und verstand sie daher nicht; „denn," sagt er selbst später, „sie bleibt dem Leichtsinn verhüllt und wächst mit den Kleinen. Ich verschmähte es aber, einer der Kleinen zu sein, dazu dünkte ich mich in meinem Stolze zu groß, und so verachtete ich die Bibel." Desto tiefer fiel er nun in Sünden, und kam so, auch noch von Irrlehre angesteckt, zu seiner inzwischen verwittweten Mutter zurück. Sie wollte über dieser neuen Verirrung ihres Sohnes fast vor Gram vergehen, aber der Herr tröstete sie im Traume. Es war ihr,

als stehe sie auf einem Richtscheit, und ein Engel spräche zu ihr: „wo du stehst, da steht auch er!“ und als sie umschaut, sieht sie ihren Sohn wirklich neben sich auf dem Richtscheit. — Sie deutete es sich alsbald, daß Augustin wieder zum rechten Glauben zurückgeführt werden solle. Darum bat sie denn auch den Bischof ihrer Stadt, allein dieser hielt die rechte Zeit dafür noch nicht gekommen und rief der verzagenden Mutter zum Abschied noch zu: „So wahr du lebst, es ist unmöglich, daß der Sohn solcher Thränen verloren gehe.“ Diese Worte waren ihr wie eine Stimme vom Himmel, und sie hörte nun nicht auf, in der Stille für ihren Sohn zu beten.

Diesem aber ließ es in der Vaterstadt, wo er eine Rednerschule gegründet hatte, nicht länger Ruhe; er wollte versuchen, ob er in Rom die Heilung von mancherlei Zweifeln finden könne, die ihn quälten. Seine Mutter weinte bitter über die bevorstehende Trennung und bat, sie doch mitzunehmen. Um ihrer los zu werden, täuschte sie Augustin und schiffte in der Nacht, während sie betend in einer Kapelle zubrachte, heimlich davon. „So betrog ich meine Mutter,“ bekannte er später beschämt, „dazu eine solche Mutter und floh.“ Aber auch in Rom fand er keinen Frieden, ward vielmehr immer bedenklicher gegen die Lehre seiner bisherigen Freunde. Da erbarmte sich der Herr seiner und bereitete seine Rettung dadurch vor, daß er ihn zum Lehrer der Beredsamkeit nach Mailand berufen ließ.

Hier, in der Hauptstadt von Oberitalien, war damals der berühmte Ambrosius Bischof. Er stammte aus einem sehr vornehmen Hause, war zum Staatsmanne erzogen worden, und da er in seinem Fache sich auszeichnete, so wurde er als Statthalter des Kaisers nach Mailand geschickt. Hier geschah es, daß er bei einer Bischofswahl, über welche sich die Arianer und die Rechtgläubigen nicht einigen konnten, als Beamter den Frieden im Hause Gottes herstellen wollte. Da rief eine Kinderstimme: „Ambrosius Bischof!“ und alle Versammelten stimmten plötzlich ein: „Ja wohl, Ambrosius soll unser Bischof sein.“ Vergeblich stellte ihnen dieser vor, wie er unwürdig und ungelehrt für dies Amt sei, vergeblich entwich er aus der Stadt, das Volk blieb so lange bei sei-

nem Begehren, bis der Kaiser selbst ihm befahl, das Amt anzunehmen. Von nun an wirkte Ambrosius auf's treulichste und segensreichste in seinem neuen Berufe. Er predigte wöchentlich zwei Mal, berieth jeden, der ihn darum ansprach, und war ein unermüdlicher Versorger der Armen und Gefangenen, denen er nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern in schwerer Nothzeit auch die Kirchenschätze zur Unterstützung gab. Dabei trat er für die unverfälschte Lehre und die gute Zucht der Kirche ernstlich ein, sogar dem Kaiser gegenüber; denn er schloß denselben, nach einem grausamen Blutvergießen, so lange von der Kirche und dem h. Abendmahle aus, bis er Buße gethan hatte. Außerdem zeigte sich der Bischof als ein vortrefflicher Redner und Dichter von Kirchenliedern.*)

Dieser Mann machte auf Augustinus einen gewaltigen Eindruck. Zuerst besuchte derselbe seine Kirche, freilich nur, um ihn als guten Redner zu hören; allein der Zuspruch wirkte doch auch mächtig auf sein Herz, und dieses wandte sich mehr und mehr von der Welt ab zum Göttlichen hin. Um diese Zeit kam auch Monica in Besorgniß um ihren Sohn über's Meer gefahren; sie freute sich nicht wenig der Veränderung, die sie nun in seinem Innern wahrnahm, und bat Ambrosius, ihr zur völligen Bekehrung des Sohnes mitzuhelfen. Denn noch immer ging Augustin von mancherlei Zweifeln gequält umher und härmte sich, daß er so lange Zeit, von seinem neunzehnten bis zum dreißigsten Jahre, sich vergeblich bemüht habe, die volle Wahrheit zu finden und sich gänzlich von der vergänglichen Lust dieser Welt loszuringen. So warf er sich einst betrübt unter einen Feigenbaum im Garten und weinte bitterlich. „Du mein Herr, wie lange noch, o wie lange wirst du, Herr, zürnen? Gedenke nicht unserer alten Missethaten!“ rief er jammernd immer fort. Da hörte er plötzlich aus dem Nachbarhause eine Kinderstimme: „Nimm und lies, nimm und lies!“ Er

---

*) Von ihm stammt das Lied: „Heiland, der verheißen war, den die Jungfrau uns gebar; Friedefürst, Rath, Kraft und Held, komm', du Heiland aller Welt,“ — und „Herr Gott, dich loben wir! Herr Gott, wir danken dir! Dich Vater, Gott in Ewigkeit, erhebt der Erdkreis weit und breit.“ —

entfärbte sich, erkannte darin ein göttliches Gebot, die heilige Schrift aufzuschlagen und zu hören, was ihm dort zuerst in die Augen fiele. Er that's und las: „Lasset uns ehrbarlich wandeln, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum.“ (Röm. 13, 13.) Weiter las er nicht; ihm waren die Augen geöffnet über des Herrn Willen; er eilte zu seiner Mutter und erzählte ihr, was geschehen war. Sie jauchzte und frohlockte und pries Gott, der überschwänglich mehr thun kann, als wir bitten und verstehen. Nach einer Zeit stiller Bereitung empfing Augustinus die Taufe aus den Händen des Ambrosius mit einigen Freunden, die er nach sich gezogen hatte. „Ich konnte,“ bekennt er, „in jenen Tagen mich nicht sättigen in der süßen Betrachtung der Tiefe deines Rathes, o Gott, über das Heil der Menschen! Die Wahrheit träufelte in mein Herz, und es brannte das Feuer der Andacht; die Thränen rannen, und mir war so wohl in ihnen.“ Dies geschah im Jahr 387.

Augustin hatte sein Lehramt in Mailand aufgegeben und kehrte nun heim nach Afrika, um dort drei Jahre in der Stille zu leben. Als er sich darnach zu Hippo, einer nicht weit von Carthago entfernten Stadt, aufhielt, wurde er dort, obwohl widerstrebend, zum Bischof erwählt und widmete nun dem hohen Amte seinen ganzen Eifer. Alle seine Habe vertheilte er unter die Armen und lebte mit seinen Geistlichen gemeinsam in stiller Abgeschlossenheit. Dabei behielt er aber auch sein Augenmerk auf das Wohl der ganzen christlichen Kirche gerichtet und half durch seine trefflichen Schriften mancherlei einreißende Verirrungen abwenden. Ganz besonders wandte er sich hier gegen die Lehre des Pelagius aus England, welcher vorgebracht hatte: zu einem christlichen Leben bedürfe man keines besonderen Beistandes der Gnade Gottes, sondern jeder Mensch habe dazu in sich selbst Kraft genug. Die Sünde der ersten Menschen sei auch kein Sündenfall mit schlimmeren Folgen gewesen, als alle übrigen Sünden der Menschen; nur durch das böse Beispiel würden diese seit Adams erster Sünde immer mehr gereizt. Keineswegs aber sei der Tod durch die Sünde in

3*

die Welt gekommen. Dagegen behauptete Augustinus als die rechte Schrift- und Kirchenlehre: Der heilige Gott schuf den Menschen ursprünglich als ein heiliges Wesen, die Sünde aber führte einen Abfall desselben von Gott und eine traurige Veränderung seiner ganzen Natur herbei, seitdem hat der Mensch weder rechte Lust noch rechte Kraft zum Guten und muß erst durch Gottes Gnade der Sündenknechtschaft entrissen werden, so daß es nicht durch des Menschen eigenes Wollen, sondern allein durch die in ihm wirkende Gnade Gottes geschieht, wenn er bekehrt und selig wird. (Vergl. Röm. 9, 16 u. Phil. 2, 13.) In der Lehre des Pelagius erkannte Augustinus eine große Gefahr für leichtsinnige und hoffährtige Menschen und bekämpfte sie darum mit allem Nachdruck.

Auch dieser Streit bewegte die Christenheit lange Jahre hindurch, weit über das Leben der beiden Urheber hinaus, bis er endlich zu Gunsten Augustins entschieden wurde. — Dieser lebte lange hochgeehrt als der größte aller Kirchenlehrer, aber dabei in aller Demuth und Sanftmuth, bis die Stürme der Völkerwanderung auch über sein Vaterland hereinbrachen. Die wilden Vandalen, ein deutscher Volksstamm, hatten das Land erobert und belagerten eben die Stadt Hippo, als der sechsundsiebenzigjährige Greis, nachdem er sich durch Davids Bußpsalmen gestärkt hatte, im Frieden (im J. 430) entschlief.

„Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden," dies zeigte sich in seinem Leben, denn er glänzt als ein Hochbegnadigter vor Andern an Geist und Gemüth und wurde durch seine Schriften später Luthers liebster Lehrer.

Gleichzeitig mit Augustinus lebte der gelehrte Hieronymus aus Ungarn, der sich nach mancherlei Reisen zu Bethlehem in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, und sich besonders mit der Auslegung der heiligen Schrift beschäftigte und zugleich junge Männer zum geistlichen Amte heranbildete. Ihm ist die Uebersetzung der Bibel in die lateinische Sprache zu verdanken, welche noch jetzt in der katholischen Kirche in Gebrauch ist. Er starb 420. Auch in unsre deutsche Sprache wurde um jene Zeit die Bibel zuerst übertragen durch

Ulfilas, Bischof der Gothen, eines deutschen Stammes, der damals an der unteren Donau seinen Wohnsitz gefunden hatte.

---

9. Der Einsiedler Antonius und der Abt Benedict von Nursia.

Mit der völligen Ueberwindung des Heidenthums und dem zunehmenden Glanze der christlichen Kirche war auch manche schlimme Unsitte in dieselbe hineingedrungen. In den prächtigen Kirchen wurden prunkvolle Feste begangen, auch zu Ehren der Maria, „der Mutter Gottes“, der Märtyrer und der sogenannten Heiligen, welche man um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen begann; ja auch den Bildern derselben wurde von dem Volke eine abergläubische Verehrung erwiesen; ebenso den Ueberbleibseln jener Männer, den „Reliquien“, und man stellte mit großem Gepränge feierliche Umgänge und Wallfahrten nach den Orten an, die für besonders heilig gehalten wurden. Dabei riß, namentlich in den großen Städten, ein üppiges, ausschweifendes Leben in der Christenheit ein. Dies und die mancherlei Lehrstreitigkeiten, welche den Frieden der Kirche störten, veranlaßte damals viele ernstgesinnte Christen, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, um ungestört von ihr ein beschauliches Leben in Gebet und stiller Arbeit zu führen. Es sind dies die Einsiedler und Mönche, die in ihren Hütten allein oder in Klöstern zusammen ihr Leben ganz dem Herrn weihen wollten.

Der Stifter und Vater des Mönchswesens ist Antonius aus Aegypten, ein Freund des Bischofs Athanasius. — Schon als Knabe war derselbe von stiller Gemüthsart, und in der Seele des heranwachsenden Jünglings herrschte ein Verlangen nach dem Anschauen der göttlichen Dinge. Da starben ihm in seinem achtzehnten Jahre beide Eltern und ließen ihm die Pflege seiner kleinen Schwester und die Verwaltung eines reichen Vermögens. Danach aber stand sein Sinn gar nicht. Als er einst nach seiner Gewohnheit zur Kirche ging, bedachte er, wie die Apostel Alles verlassen und die ersten Christen alle Habe gemeinsam besessen hätten,

und während das Bild solch uneigennütziger Gemeinschaft immer lebhafter vor seine Seele trat, hörte er das Evangelium vom reichen Jüngling verlesen und vernahm die Worte des Heilands: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin und verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, und dann komm und folge mir, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ (Matth. 19, 21.) Es war ihm, als ob der Herr auch zu ihm so rede; er ging sofort hin, vertheilte seine dreihundert Morgen Landes und seine übrige Habe, brachte seine Schwester bei frommen Leuten unter und begab sich in die Einsamkeit, wo er sich wenig Speise und wenig Schlaf auf harter Erde gönnte. Er wollte dadurch sein Fleisch sammt dessen Gelüsten tödten. Aber er hatte schwere Kämpfe zu bestehen, ehe er den Leib ganz unter die Botmäßigkeit des Geistes brachte; denn es traten ihm nun alle mögliche Versuchungen entgegen, in denen er unter solchen Schmerzen rang, daß ihn seine Freunde wie todt auf dem Boden liegend fanden. Erst gegen Mitternacht kam er wieder zu sich und stimmte hierauf das Loblied an: „Wenn sich schon ein Heer wider mich leget, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; denn meine Mauer ist der Glaube an meinen Herrn!“ Danach war's ihm, wie er emporschaute, als ob die Decke sich öffnete und ein Lichtstrahl von oben herabfiele; die Schmerzen hörten auf, und er fühlte sich wie verjüngt.

Voll neuen Muthes begab er sich nun, in seinem fünfunddreißigsten Jahre, tiefer in die Einöde, schlug in einem verfallenen Schlosse am Nil seine stille Wohnung auf und lebte dort zwanzig Jahre lang, ohne einen Menschen zu sehen. Zwei Mal jährlich brachten seine Freunde ihm Brod; sie ließen es von oben herab in's Gebäude, ohne ihn selbst zu sehen. Endlich aber erbrachen sie seine Thüre mit Gewalt, und er trat nun hervor wie aus einem Tempel, in dem er sich ganz Gott geheiligt; eine stille Würde thronte auf seinem Antlitz.

Von nun an wurde er ein Segen für Alle, die ihn aufsuchten. Er tröstete Bekümmerte, versöhnte Entzweite, ermahnte Alle, daß sie der Liebe Christi nichts in der Welt vorziehen möchten, ja er befreite durch sein kräftiges Gebet

von Krankheiten. Viele folgten ihm in's einsame Leben, so daß überall auf den Bergen der Wüste Einsiedeleien entstanden, und Alle betrachteten Antonius als ihren Vater. In der Stadt Alexandrien erschien derselbe etliche Male bei außerordentlichen Gelegenheiten, und dann brachte das Erscheinen des Ehrwürdigen immer große Wirkungen hervor, so z. B. als er bei den letzten Verfolgungen die gefangenen Bekenner des Glaubens besuchte, wo man an ihn selbst die Hand nicht zu legen wagte, und ebenso da er, schon ein hundertjähriger Greis, auf Bitten seines Freundes Athanasius dort erschien, um den Arianern entgegen zu treten. Selbst die Heiden wünschten damals, den Mann Gottes zu sehen und anzurühren. Als er hundert und fünf Jahre alt war, besuchte er nochmals seine Mönche. „Es ist mein letzter Besuch," sagte er ihnen, „denn es ist Zeit, daß ich von hinnen scheide." Er war freudig dabei, gleichsam als kehre er aus einer fremden Stadt in seine Heimath. So legte er sich, umgeben von seinen Freunden, zum Sterben: „Kinder, werdet selig! Antonius geht von hinnen und ist hinfort nicht mehr bei euch!" waren seine letzten Worte. Die Jünger küßten ihn; er aber streckte seine Füße aus, blickte sie noch einmal freundlich an und verschied. Sie begruben ihn, wie er befohlen hatte, an einen unbekannten Ort, damit man seine Gebeine nicht in abergläubischer Verehrung mißbrauche.

Von hier aus verbreitete sich das Mönchthum über das ganze Morgenland, nur daß man bald nicht mehr in einzelnen Hütten, sondern in Klöstern zusammen unter Aufsicht eines Abtes wohnte. Im Abendlande fand das Mönchsleben etwas später seine feste Ordnung, besonders durch Benedict, der aus Nursia in Italien von angesehener Familie stammt. Derselbe hatte sich von dem verderbten Leben in Rom, wohin er seiner Ausbildung wegen gesendet wurde, schon als Jüngling in die Einsamkeit zurückgezogen und lebte mehrere Jahre lang in einer Grotte nahe bei einem Gebirgssee, wo ihn ein befreundeter Mönch täglich mit Brod versorgte, das ihm, ähnlich wie dem Antonius, vom oberen Felsen an einem Seile herabgelassen wurde. Nachdem ihn hier weidende Hirten entdeckt hatten, verbreitete sich die Kunde von dem frommen Einsiedler in die Umgegend, und er ge-

noß bald so große Verehrung, daß die Mönche eines benachbarten Klosters ihn zu ihrem Abte wählten. Nur mit Widerstreben folgte er diesem Rufe, da er die verwilderten Sitten derselben kannte; auch hatte er bei der Einführung einer besseren Zucht aufs Härteste mit den verwöhnten Mönchen zu kämpfen, bis er sich entschloß, mit solchen, denen es ernstlich um Besserung zu thun war, ein neues Kloster zu Monte Cassino zu gründen (im Jahr 529), welches bald ein Muster für die übrigen wurde. Die Regel oder Lebensordnung, welche Benedict seinen Mönchen gab, sollte ein ernstes, thätiges Christenthum bei ihnen befördern; sie schärfte darum strenge Zucht und Ordnung ein, worüber der Abt zu wachen hatte. Ein Jahr lang wurde Jeder erst zur Probe aufgenommen, der sich meldete; dann mußte er seinen Oberen pünktlichen Gehorsam versprechen, allem irdischen Besitzthum für immer entsagen und sich eidlich verpflichten, beständig ehelos im Kloster zu bleiben. Doch sollten die Aebte mehr die Barmherzigkeit, als das Gericht über ihre Untergebenen walten lassen und namentlich auf Kranke und Schwache bei den Entbehrungen Rücksicht nehmen, welche sie den Mönchen auflegten. Diese sollten sich neben den Andachtsübungen und geistlichen Studien auch mit Feldarbeit und Handwerk beschäftigen, so daß sie ihr eigen Brod essen. — Die Benedictiner, wie sich die Mönche dieser Regel oder dieses Ordens nun nannten, haben Vieles zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Gegenden und zur Erhaltung christlicher Wissenschaft gethan, und ihre Klöster waren namentlich in der wilden, kriegerischen Zeit, die nun hereinbrach, die Zufluchtstätten gar mancher frommen Gemüther.

Zu ihren zahlreichen Klöstern gesellten sich später noch diejenigen anderer Orden, wie der Augustiner (nach der Regel des Augustinus), der Kapuziner, und die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, sowie auch Klöster für Frauen nach ähnlichen Regeln.

---

10. Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

Auch über die Grenzen des großen römischen Reiches hinaus hatte sich unterdessen das Christenthum ausgebreitet.

Namentlich waren in England und Irland viele Klöster angelegt worden, von welchen das Licht des Evangeliums zuerst über diese Inseln, hernach auch in andere Länder ausging. Zu unsern deutschen Vorfahren kam die erste Kunde von Christus aus dem römischen Reiche herüber, dessen Grenzen sich damals bis an den Rhein erstreckten. Von Trier aus, wo sich der große Kirchenlehrer Athanasius aufgehalten hatte (s. S. 29), kam bald nach dessen Abreise der erste christliche Geistliche Lubentius in die Lahngegend. Er predigte dem bei Dietkirchen a. d. Lahn versammelten Volke vom Heiland Jesus Christus und baute daselbst auch das erste christliche Bethaus (um 350). Doch war das nur ein vereinzelter Anfang, die Menge des Volks blieb noch lange dem heidnischen Glauben der Väter zugethan.

Da geschah es, daß ein mächtiger deutscher Herrscher, ähnlich dem Kaiser Constantin, den christlichen Glauben annahm. Chlodwig, König der Franken, der zu beiden Seiten des Mittelrheins weite Gebiete beherrschte, war zwar selbst Heide, hatte aber eine christliche Gemahlin, die ihm vielmals vergeblich angelegen hatte, er möge sich bekehren. Als einst in der heißen Schlacht bei Zülpich, nächst Cöln, (im Jahr 496) seine Feinde ihn hart bedrängten, gedachte er in der Angst der Ermahnungen seiner Frau und betete: „Jesus Christus, von dem man sagt, daß du den Nothleidenden hilfst, ich flehe dich um Hülfe an! Meine Götter sind ferne, errettest du mich aber, so will ich an deinen Namen glauben und mich taufen lassen!“ Wirklich wurde ihm der Sieg verliehen, und nun ließ er sich mit dreitausend seiner Franken taufen. — Was so angefangen war, setzten einzelne Glaubensboten fort. Am Rhein, da, wo heute die Stadt gleichen Namens steht, wohnte der Einsiedler Goar, welcher bis zu seinem Tode (im J. 575) dort und in der gegenüberliegenden Gegend zur Bekehrung der Heiden wirkte. Sodann kamen Mönche aus den Klöstern von Irland herüber, um den Deutschen das Evangelium zu predigen. So Columban, der im Elsaß und Süddeutschland, nebst seinem Schüler Gallus, der in der Schweiz thätig war; ferner Kilian, der in Baiern (bei Würzburg), und Willibrord, der in Friesland (Holland) lebte.

Vor Allen aber zeichnete sich Bonifacius aus, der sich durch seine unermüdliche Thätigkeit nicht nur diesen Namen: „der Wohlthäter", sondern auch den des Apostels der Deutschen wohlverdient hat. — Er hieß ursprünglich Winfried und war im Jahre 683 in England geboren. Schon früh trat er in ein Kloster ein und wurde hier zum Geistlichen herangebildet. Indeß ließ ihm der Bekehrungseifer, der damals seine Heimath ergriffen hatte, daselbst keine Ruhe. In seinem dreiunddreißigsten Jahre zog er über das Meer nach Friesland, um dort den greisen Willibrord in seinem Werke zu unterstützen. Allein hier stellten sich ihm neue Schwierigkeiten in den Weg, daß er heimkehrte und erst nach drei Jahren wieder auf das Festland zurückging. Diesmal wanderte er am Rhein weiter herauf und fand hier nicht nur die Heiden in rohem, wildem Leben, sondern auch da, wo das Christenthum bereits Wurzel gefaßt hatte, sah er die Kirche unter dem Einflusse der kriegerischen Volkshäupter sehr verwildert. Unwissende und sittenlose Geistliche zogen bewaffnet in die Schlacht oder tummelten sich als Jäger mit Hunden und Falken in den Wäldern umher, ohne auf ihr Amt sonderlich zu achten. So beschloß Bonifacius, die deutsche Christenheit unter den Schutz und die Leitung des Bischofs von Rom zu bringen, der sich schon damals über die anderen erhoben und den Namen Papst, d. i. „Vater der Christenheit", angenommen hatte. Er verpflichtete sich diesem selbst zu treuem Gehorsam und wurde dann zum Bischof von Deutschland ernannt. Hierauf drang er vom Rhein aus nach der Lahngegend und Hessen vor. Er fand das Land bedeckt mit großen Wäldern voll wilder Thiere und Sümpfe. Das Volk zeigte sich zwar roh und kriegslustig, aber ehrlich und treu. Es verehrte seine Götter, den Wodan als „Allvater", den Donner- und Kriegsgott, die Göttinnen Freja und Hertha u. A. in heiligen Hainen und an Quellen, brachte ihnen Opfer und trieb allerlei Aberglauben mit Zaubersprüchen, Hexenmitteln und Wahrsagerei. Dem suchte nun Bonifacius entgegen zu wirken durch Predigt und Stiftung von Klöstern, mit welchen christliche Schulen verbunden wurden. Zuerst konnte er zu Amöneburg bei Marburg

in Hessen das Kreuz aufrichten und ein Kloster erbauen. Von dort aus zog er dann mit seinen Gehülfen weit im Lande predigend umher. „Meine Theuren", sagte er, „wir reden zu euch vom Gehorsam gegen Einen, dem ihr verpflichtet seid durch sein für euch vergossenes Blut. Sehet, Brüder, unser König, der uns gewürdigt hat, seine Boten zu sein, kommt gleich nach uns, lasset uns ihm ein reines Haus bereiten, da wir wollen, daß er in unsern Leibern wohne. — Dann mögt ihr mit Recht klagen, daß dieser Seelenarzt so spät erst komme, wenn ihr es euch jetzt, da er für euch gekommen ist, angelegen sein lasset, den rechten Gebrauch von seinen Heilmitteln zu machen."

Indem er so mehrere Tausende bekehrte, kam er auch zu einer ungeheuer großen, dem Donnergott geweihten Eiche bei Geismar in Hessen, die von einer Menge von Anbetern nah und fern besucht wurde. Diese gedachte Bonifacius zu fällen und damit die Macht des Götzendienstes aus dem Herzen des Volkes zu reißen. Er hieb kühn mit der Axt in den Stamm, seine Getreuen folgten, und bald warf ein Sturmwind den Baum völlig nieder. Auch hier hatte, wie einst in Alexandrien (s. S. 26) das heidnische Volk ein Zeichen vom Himmel wegen dieses Frevels erwartet. Da dies aber nicht erfolgte, fiel sein Glaube an die Götter dahin, und Bonifacius konnte aus dem Holze des Baumes daselbst ein christliches Kirchlein bauen. Immer weiter dehnte sich von jetzt an die Wirksamkeit des treuen Arbeiters aus; er zog bis in's Thüringerland, ging auf Einladung des dortigen Herzogs nach Baiern und errichtete daselbst mehrere Bisthümer.

Der römische Papst, mit dem er in fortwährender Verbindung blieb, den er auch öfter besuchte, hatte ihn inzwischen (im J. 731) zum Erzbischof ernannt mit der Befugniß, da, wo er's nöthig fände, Bischöfe anzustellen. Diese, sowie die Aebte der neuen Klöster, nahm er größtentheils aus seinen Gehülfen und Schülern, die sich ihm aus England und Deutschland zugesellt hatten. So konnte er die deutsche Kirche zugleich mit einer würdigeren, zuchtvolleren Geistlichkeit versehen, die er auch in Kirchenversammlungen oder Synoden vereinigte, um das Wohl der deutschen Christen-

heit gemeinsam zu berathen. Noch immer hatte Bonifacius keinen festen Sitz, „denn“ — hatte ihm der Papst geschrieben — „zum Heil des ganzen Werkes kann dir nimmer verstattet sein, an Einem Orte zu bleiben; laß dich's also nicht verdrießen, vielerlei beschwerliche Reisen zu unternehmen und das begonnene Werk zu vollenden, bis du am Tage des Herrn sagen kannst: Siehe hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast, keines derselben habe ich verloren.“ Als indessen später der unwürdige Bischof von Mainz seines Amtes entsetzt werden mußte, wurde Bonifacius zum Erzbischof von Mainz ernannt. Während er von hier aus noch sieben Jahre lang für die Ausbreitung und innere Ordnung der deutschen Kirche sorgte, hatte er durch seinen Schüler, Sturm, an einem damals wild abgelegenen Orte das Kloster Fulda nach dem Muster von Monte Cassino (s. S. 40) anlegen lassen, wohin er sich zuweilen zurückzog, um mit den Mönchen ganz in der Stille frommen Uebungen und Studien obzuliegen.

Inzwischen war Bonifacius hochbetagt und lebensmüde geworden. Da tauchte in seinem Herzen der Wunsch auf, das Bekehrungswerk noch einmal da zu versuchen, wo er einst begonnen hatte, bei den Friesen. Nachdem er seinen Landsmann Lullus*) zu seinem Nachfolger in Mainz bestimmt hatte, schiffte er sich mit einigen Geistlichen und Mönchen auf dem Rheine ein und fuhr hinab nach Friesland. Hier war diesmal seine Predigt von außerordentlichem Erfolge begleitet; viele Tausende kamen, um sich von ihm taufen zu lassen. So war der 5. Juni 755 abermals zum Tauftag einer Anzahl Bekehrter bestimmt und Bonifacius trat schon früh Morgens aus seinem Zelte, um die feierliche Handlung vorzubereiten; da stürzte eine Schaar bewaffneter Heiden über ihn her, um die Ehre ihrer Götter an ihm zu rächen. Seine Gehülfen und Diener wollten ihn vertheidigen, er aber rief: „Lasset ab; die heil. Schrift lehrt uns ja, Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu vergelten. Schon lange habe ich mich nach diesem Tage gesehnt. Seid stark in dem Herrn und vertraut auf ihn.“ Betend und ein

---

*) Dieser gründete im Jahr 778 das Kloster Bleidenstadt bei Wiesbaden.

Evangelienbuch über das Haupt haltend, empfing der siebenzigjährige Greis den Todesstreich. Seine Leiche wurde, wie er gewünscht, nach Fulda gebracht, wo er in der Domkirche ruht.

11. Kaiser Karl der Große und Ansgar, der Apostel des Nordens.

Die nördliche Grenze des Gebiets, in welchem Bonifacius wirkte, bildete das Reich der Sachsen. Dieser höchst kriegerische deutsche Volksstamm wohnte im heutigen Westfalen und Hannover, haßte die Franken und wollte weder deren Oberherrschaft noch deren Religion, das Christenthum, annehmen. Beides brachte ihnen der mächtige Herrscher, welcher im Jahr 768 auf den fränkischen Thron gekommen war, Karl der Große, der sich später zum deutschen und römischen Kaiser aufschwang.

Als der mächtigste Herr in der Christenheit und Schirmer der Kirche wollte er sein Reich sammt den neuen kirchlichen Stiftungen nicht länger den räuberischen Einfällen der Sachsen aussetzen und führte darum einen dreißigjährigen, heftigen Krieg zu ihrer Bezwingung und Bekehrung. Wenn er siegreich ins Land eindrang, bequemte sich das Volk wohl zur Taufe und ließ sich Kirchen und Klöster errichten; sobald aber der Kaiser wieder abgezogen war, fiel es von Neuem ab und verwüstete, um seine alten Götter zu rächen, die Stiftungen Karls mit Feuer und Schwert. Aber immer nachdrücklicher zwang sie der mächtige Kaiser zum Gehorsam, bis endlich, im Jahre 803, auch ihr tapferer Herzog Wittekind sich mit vielen seiner Großen taufen ließ und des Kaisers Herrschaft anerkannte.

Was so Karl der Große mit Gewalt und Zwang begonnen hatte, das vollendeten die Boten des Friedens in Sanftmuth und Liebe. In die neuerrichteten Klöster und Kirchen des Landes zogen Prediger des Evangeliums und Lehrer der Jugend ein. Namentlich war es der Abt Sturm von Fulda, ein Schüler des Bonifacius, der sich große Verdienste um die Herzensbekehrung des Sachsenvolkes erwarb, während ein junger Mönch im Kloster Corvey in Westfalen, Namens Ansgar, sich als Vorsteher der Klosterschule um die christliche Erziehung der sächsischen Jugend bemühte.

Indem Karl auf diese Weise für die Ausbreitung seines Reichs und der Kirche bedacht war, suchte er zugleich den inneren Zustand der fränkischen Kirche zu verbessern. „Mir liegt ob", schrieb er darüber, „mit Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit die heilige Kirche überall gegen jeden Anfall der Heiden und jede Verwüstung der Ungläubigen mit den Waffen nach außen zu vertheidigen und im Innern durch Anerkennung des rechten Glaubens zu befestigen." In seinen Residenzstädten Ingelheim am Rhein und Aachen errichtete er gute Schulen, zu deren Leitung er Gelehrte verschiedener Länder berief; auch drang er auf bessere Ausbildung der Geistlichkeit und rechte Erbauung des Volks. Er ließ gute Predigten sammeln, damit sie im Gottesdienste da vorgelesen würden, wo sich kein tüchtiger Prediger befände; für die Verbesserung des Kirchengesangs sorgte er durch Sängerschulen, zu deren Leitung er Sänger aus Italien kommen ließ, weil seine Deutschen nur sehr übel zu singen verstanden. Der Kaiser besuchte seine Stiftungen nicht nur fleißig und freute sich ihres Fortgangs, sondern er selbst beschäftigte sich noch bis ins hohe Alter mit Künsten und Wissenschaften, da er in seiner Jugend einen mangelhaften Unterricht erhalten hatte. Dabei lebte er mäßig und einfach, ehrte die kirchlichen Einrichtungen hoch und besuchte den Gottesdienst eifrigst. So ward er als das Muster eines christlichen Fürsten hochberühmt in der ganzen Christenheit, und da er zugleich ein tapferer Feldherr und weiser Staatsmann war, brachte er sein Reich zur höchsten Stufe der Macht. Es umfaßte Deutschland, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Italien, nebst einem Theile von Spanien und Ungarn. — Ueberall suchte Karl geordnete christliche Zustände herzustellen und die Reste des heidnischen Wesens zu verdrängen, namentlich war dabei sein Augenmerk auf den Norden gerichtet. Indeß war die Predigt des Evangeliums noch nicht über die Elbe vorgedrungen, als der große Kaiser im Jahr 814 starb.

Da geschah es, daß zu seinem Sohne und Nachfolger Ludwig ein vertriebener Fürst von Dänemark kam, um bei ihm Hülfe zu suchen. Der Kaiser hielt sich damals zu Ingelheim auf, und dort ließ sich der Dänenfürst nicht nur selbst sammt Gefolge taufen, sondern versprach auch,

der christlichen Predigt in seinem Lande Eingang zu verschaffen. Ludwig sah sich daher nach einem tauglichen Manne um, den er zu diesem Zwecke mit nach Dänemark schicken könne, und fand ihn alsbald in dem Mönche Ansgar, der, aus Sachsen zurückgekehrt, sich eben am Rheine aufhielt. Schon längst hatte sich dieser Mann gesehnt, ein Bote des Herrn im Norden zu werden, und so war er denn sogleich willig, mit den Fremden zu ziehen. „Ich bin zu Allem bereit, wenn es den Dienst Gottes gilt," sprach er bei der Aufforderung zum gefährlichen Werke; auch fand sich bald ein Klosterbruder, der sich ihm anschloß. Aber schon unterwegs hatte Ansgar seine Noth, denn der Fürst kümmerte sich gar nicht um ihn, und die übrigen Dänen behandelten ihn roh, da ihre Bekehrung zum Christenthum nicht sehr tiefgehend war. Erst als der Erzbischof von Köln ihm zur bequemeren Reise ein Schiff geschenkt hatte, und der Fürst selbst in diesem Fahrzeuge die Reise fortsetzte, überwand bei diesem näheren Verkehr Ansgars Liebe allmählich die Gleichgültigkeit jenes. Doch die Aufnahme des Fürsten in seiner Heimath war nicht günstig; er mußte bald wieder weichen, und den Heilsboten gelang es vorerst nur, in Schleswig (826) eine Schule zu gründen, worin sie Knaben im Christenthume unterrichteten, um sie zu künftigen Lehrern ihrer Landsleute heranzubilden. Nach zwei Jahren mußte zwar diese Arbeit wegen Erkrankung des Gehülfen wieder eingestellt werden; dagegen fand sich im Jahr 829 Gelegenheit, den Samen des Wortes auch in Schweden auszustreuen. Dorthin hatten Christensclaven wohl schon eine gewisse Kunde vom Evangelium gebracht, ohne jedoch die Herrschaft des Götzendienstes brechen zu können. Nun begab sich Ansgar dahin; allein schon unterwegs wurde er von Seeräubern überfallen und rein ausgeplündert, namentlich verlor er alle seine für den Kirchendienst gesammelten Bücher und kam so fast nackt, aber getrost im Glauben und voll guter Zuversicht in Schweden an. In der Hauptstadt des Reichs fand er dann auch freundliche Aufnahme, nicht blos bei dem Könige, sondern auch bei den gefangenen Christen, denen er wie ein Engel Gottes erschien. Einzelne Heiden waren durch diese schon bekehrt worden, und einer derselben, ein Befehls-

haber der Stadt, ließ nach dem Vorbilde des Hauptmanns von Kapernaum auf seine Kosten eine Kirche bauen, die erste im schwedischen Lande. So konnten die Boten frohlockend über das gelungene Werk in's Vaterland zurückkehren, um Kunde von dem, was sie gesehen hatten, dorthin zu bringen.

Hierauf stiftete Kaiser Ludwig (831) das Erzbisthum Hamburg und sandte Ansgar dahin, um dort sein Werk als Apostel des Nordens fortzusetzen. Von Hamburg, und als diese Stadt von Seeräubern verbrannt worden war, von Bremen aus wirkte derselbe denn auch nach Kräften, theils durch Heranbilden und Aussenden von Missionaren (Heidenboten), theils durch wiederholte reichgesegnete Besuche in Dänemark und Schweden. Als er im vierundsechzigsten Jahre mit heftigen Schmerzen erkrankte, war es sein größter Kummer, daß er nun doch nicht gewürdigt werde, als Märtyrer für seinen Heiland zu sterben; er fand sich erst darein, daß es der Herr anders bestimmt habe, als ihm in einem Gesichte der Trost zugesprochen wurde: „Glaube nur fest, daß dir Gott durch seine Gnade die Vergebung deiner Sünden gewähren wird, um die du bekümmert bist, und die Erfüllung alles dessen, was dir sonst noch verheißen ist.“ Er ordnete dann selbst Alles zu seinem Abscheiden an und starb, von seinen Geistlichen umgeben, mit zum Himmel gerichteten Augen, seine Seele Gott empfehlend, im Jahr 865.

12. Die Päpste Gregor VII. und Innocenz III.

Unter den Bischöfen der Christenzeit gelangten diejenigen, welche den Gemeinden der Hauptstädte des römischen Reiches vorstanden, bald zu besonderem Ansehen. Während aber der Bischof von Constantinopel unter den Eingriffen der dort wohnenden Kaiser in die Kirchensachen viel zu leiden hatte, namentlich bei den Lehrstreitigkeiten, konnte der Bischof von Rom sich freier bewegen und wurde öfters zum Schiedsrichter in streitigen Fällen angerufen. Da nun mehrere Männer von großer Weisheit und Frömmigkeit dies Amt verwalteten, so galten bald die Bischöfe von Rom als die Väter der Christenheit im Abendlande und nahmen den

Titel Papst an. Sie erklärten auch, daß sie dieses Vorrecht seit der Apostelzeit besessen hätten und Nachfolger des Apostels Petrus seien, des ersten Bischofs von Rom. Davon wollten aber die Christen im Morgenland nichts wissen und trennten sich daher von der römischen Kirche. Dagegen wuchs die Macht des Papstes bedeutend dadurch, daß ihm Karl der Große im Jahre 800 ein weltliches Besitzthum, den Kirchenstaat, in Italien schenkte. Später behaupteten die Päpste freilich, sie hätten diesen Besitz schon viel früher, seit Constantin d. Gr., erlangt und seien darum dem deutschen Kaiser weder Dank noch Gehorsam schuldig. Ebenso beriefen sie sich (858) auf ein angeblich altes Gesetzbuch, wonach ihnen die oberste Entscheidung in allen Kirchensachen als uraltes Recht zustehe. Auf solche Weise erhoben sich die Päpste nicht nur über alle Bischöfe, sondern suchten auch Könige und Kaiser unter ihren Willen zu beugen, „weil ja die geistliche Macht viel höher sei, als die weltliche.“

Nachdem dies einige kräftige Päpste wirklich ausgeführt hatten, kam indeß seit 904 eine ganze Reihe so schlechter und sittenloser Menschen auf den päpstlichen Stuhl, daß man zuletzt den deutschen Kaiser zu Hilfe rufen mußte, um diesem Verderben der Kirche ein Ende zu machen (962). So lange derselbe mit Heeresmacht in Rom anwesend war, beugte sich auch Alles vor ihm; er konnte den schlechten Papst ab- und einen würdigeren einsetzen. Kaum war er aber nach Deutschland zurückgekehrt, so erhoben sich die Parteien in Rom aufs Neue. Man versuchte abermals einen Papstwechsel, so daß der Kaiser nochmals einschreiten mußte. Auf diese Art kam das Papstthum und die Geistlichkeit in tiefen Verfall; unordentliches Leben und Käuflichkeit der geistlichen Stellen ward ganz gewöhnlich.

Das ging einem jungen römischen Mönche Namens Hildebrand, einem Manne, der durch hohe Geistesgaben und durch seltene Charakterfestigkeit ausgezeichnet, in einem durch Gelehrsamkeit damals berühmten französischen Kloster studirt hatte, tief zu Herzen, und er beschloß, alle Kraft seines Lebens daran zu setzen, die Kirche aus diesem unwürdigen Zustand herauszuführen. Er war gerade in Worms anwesend, als dort (im Jahr 1048) der deutsche

Kaiser, auf Bitten der Römer, seinen Vetter zum Papst ernannte. Dieser wollte den jungen Hildebrand zu seinem Beistande mit nach Rom nehmen, aber derselbe weigerte sich, ihn als Papst anzuerkennen, solange er nicht rechtmäßig nach den Kirchengesetzen gewählt sei. Wirklich brachte er auch den Neugewählten dazu, daß er ohne Abzeichen seiner Würde als bloßer Wallfahrer nach Rom ging, um sich hier von Neuem kirchlich wählen zu lassen. Von nun an leitete Hildebrand, obgleich er nur eine niedere geistliche Dienststelle einnahm, durch seinen klugen Rath und seine Festigkeit diesen und die folgenden Päpste fünfundzwanzig Jahre lang. Erst als er Alles zur Umgestaltung der kirchlichen Zustände nach seinem Sinne vorbereitet hatte, ließ er sich selbst zum Papste wählen (1073) und nahm den Namen Gregor VII. an.

Alsbald verordnete er, daß künftig nur eine Anzahl Geistlicher, „Cardinäle" genannt, den Papst wählen sollten, ohne alle Einwirkung der weltlichen Macht; „denn die Kirche ist jetzt sündlich", schrieb er, „weil sie nicht frei, weil sie an die Welt und ihre Herren gekettet ist, und ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Weltherrschern eingesetzt sind. Daher liegt die Religion im schweren Kampf, und ist der Glaube hier und da zertreten. Also muß die Kirche frei werden, und zwar durch ihr Haupt, den Papst. Er muß die Diener des Altars losreißen von den Banden der weltlichen Macht. Seine Gewalt ist wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist, und der König ist dem Papste Gehorsam schuldig. Alles muß vor seinen Richterstuhl kommen; er soll belehren, strafen, richten."

Mit allem Ernste wirkte Gregor nun der eingerissenen Käuflichkeit der geistlichen Stellen entgegen, was man nach Apostelgesch. 8, 18. 19 als Simonie bezeichnete, und sprach den Fürsten das Recht ab, die geistlichen Stellen ihrer Länder selbst zu besetzen, dies habe vielmehr der Papst allein zu thun. Ebenso setzte er mit unerbitterlicher Strenge die Ehelosigkeit aller Geistlichen durch. Denn seit die Mönche so viel zur Bekehrung der Völker gewirkt hatten, fing man an, deren unverehelichten Stand als einen heiligeren anzu-

sehen, hatte es aber bis dahin nicht erlangt, daß alle Geistlichen so lebten. Gregor zwang die noch verheiratheten, ihre Frauen und Kinder wegzuschicken, und versetzte auch hierdurch die Geistlichen in die größte Unabhängigkeit vom Einfluß der weltlichen Gewalt. So gerüstet konnte er den Kampf mit derselben wagen, und dieser entspann sich denn auch alsbald mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV., welcher sich die päpstlichen Anordnungen nicht wollte gefallen lassen.

Heinrich hatte früh seinen Vater verloren, war durch List vom Erzbischof von Cöln seiner Mutter geraubt und von diesem und dem Erzbischof von Bremen übel erzogen worden. Er gerieth daher, als er die Herrschaft des Reichs sehr jung antrat, in Ausschweifungen, Verschwendung und Uebermuth, was ihm die Herzen der Fürsten wie des Volkes entzog. Da er auch den Verordnungen des Papstes zum Trotz fortfuhr, die Bisthümer des Reichs selbst zu besetzen, so forderte ihn dieser vor sein Gericht nach Rom. Heinrich aber rief seine Bischöfe nach Worms zusammen, ließ hier den Papst absetzen und theilte ihm dies in einem Schreiben mit, das die Aufschrift führte: „An Hildebrand, nicht mehr Papst, sondern den falschen Mönch." — Da sprach Gregor den Bann über den Kaiser aus. Er sollte dadurch als ein von der Kirche Ausgestoßener betrachtet werden, aller seiner Würden entsetzt sein, und Niemand sollte ihm weiter Gehorsam schulden.

Weil Heinrich ohnehin schon die Fürsten erzürnt hatte, so erklärten ihm diese: sie würden einen andern Kaiser wählen, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Banne losgesprochen sei. — Von Allen verlassen, mußte sich nun der Kaiser zur tiefsten Demüthigung vor dem Papste entschließen. Er zog mitten im Winter als ein Büßender nach Italien und stand drei Tage lang im wollenen Hemde und baarfuß im Hofe des Schlosses Canossa, wo sich eben der Papst aufhielt. Endlich am vierten Tage ließ sich Gregor bewegen, ihn vor sich kommen zu lassen und den Bann von ihm zu nehmen.

Diese harte Behandlung ergrimmte indeß den Kaiser und seine Anhänger in Italien so sehr, daß er alsbald wieder ein Heer sammeln konnte, mit dem er den Kaiser, den man

bereits in Deutschland an seiner Statt gewählt hatte, niederschlug und dann den Papst in seiner Burg zu Rom hart belagerte. Gregor entkam zwar von hier, aber er starb bald darauf im Jahr 1085 auswärts mit den Worten: „Ich habe Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deßhalb sterbe ich in der Verbannung.“

Auch Kaiser Heinrich hatte noch schwere Zeiten durchzumachen. Von seinen eignen Söhnen verrathen, starb er im Gram und wurde von Neuem mit dem Kirchenbann beladen, sodaß sein Leichnam lange unbeerdigt blieb.

Was aber Gregors starker Geist für die Freiheit der Kirche und die Macht des Papstes errungen hatte, das benutzten und erweiterten seine Nachfolger auf's beste, so daß hundert Jahre nach seinem Tode Papst Innocenz III. auf der glänzendsten Höhe anlangte, die je ein Papst erreicht hat. Auch er war ein Mann von großen Herrschergaben, klug und eifrig, ruhig und fest, dabei von ausgezeichneter Sittenstrenge. So wurde er schon in seinem dreißigsten Jahre (1198) zum Papste gewählt und verwaltete dies Amt achtzehn Jahre lang mit vorzüglichem Geschick und Erfolg. Denn er herrschte nicht blos in den kirchlichen Dingen, in denen bereits alle Ansprüche Gregors VII. den Fürsten abgerungen waren, sondern entschied auch in Staatsangelegenheiten über Könige und Kaiser. Hierzu waren ihm die Zeiten besonders günstig. Die Deutschen konnten sich über die Wahl eines Kaisers nicht einigen, darum setzte ihnen Innocenz einen jungen Prinzen, den er selbst erzogen hatte, Friedrich II. von Hohenstaufen, zum Kaiser. In Frankreich hatte der König seine Gemahlin verstoßen, aber der Papst zwang ihn, sie wieder zu Ehren anzunehmen. In England hatte der grausame König Johann die Fürsten und Geistlichen des Landes gegen sich aufgebracht, und da er sich den Anordnungen des Papstes nicht fügen wollte, so belegte dieser sein ganzes Land mit dem Interdict, einer neuen Art Bann, wodurch aller Gottesdienst im Lande untersagt wurde, die Kirchen ihres Schmuckes beraubt, die Glocken herabgenommen, die Trauungen auf dem Kirchhofe vollzogen und die Leichen an der Straße verscharrt wurden, als ob auf dem Lande ein Fluch liege. Zugleich

beauftragte Innocenz den König von Frankreich, das Land des gottlosen Fürsten einzunehmen. Johann, der sich von Allen verlassen sah, mußte sich zur Demüthigung entschließen und erhielt endlich gegen einen jährlichen Zins sein Land wieder aus der Hand des Papstes und unter dessen Schutz. Aehnlich verfuhr Innocenz auch noch in anderen Ländern, so daß er bis zu seinem Tode 1216 als der Mächtige dastand, der Kaiser und Könige wählen, absetzen und beherrschen konnte.

Von da an sank aber das Papstthum allmählich von seiner Höhe herab. Als wiederum hundert Jahre später (1294) ein Nachfolger des Innocenz Aehnliches wie dieser versuchte, ward er am Widerstand der Fürsten zu Schanden, und als dann gar der Papst seinen Wohnsitz von Rom weg verlegte, wählten die Römer einen Gegenpapst, so daß fast vierzig Jahre lang zwei Päpste, zuletzt gar drei regierten, von denen jeder behauptete, der rechtmäßige zu sein, und die andern sammt ihrem Anhange mit dem Banne belegte.

Da begann die abendländische Christenheit auf die Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung zu dringen, welche der Verwirrung ein Ende machen und eine Reformation, d. i. Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern, vornehmen sollte.

---

13. Muhamed, der falsche Prophet, und Gottfried von Bouillon, der Befreier des heiligen Grabes.

Um die Zeit, als die Mönche aus Irland das Evangelium in Deutschland zu predigen anfingen und dadurch eine Erweiterung der Kirche im Abendlande anbahnten, bereitete sich ein bedeutender Verlust der morgenländischen Kirche vor.

In Arabien, wo die Nachkommen Ismaels theils als kriegerische Hirten, theils als Handelsvolk lebten, erhob sich Muhamed als Stifter einer neuen Religion. Er gehörte einer Familie an, welche das alte Heiligthum des Volkes, den Tempel zu Mekka, zu bewahren hatte. Frühe schon hatte er seine Eltern verloren und war von Verwandten für den Kaufmannsstand erzogen worden. Im Verkehr mit

Christen und Juden lernte er mancherlei von deren Religion kennen und verglich dies mit dem Götzendienste seines eignen Volks. Bei häufigem Nachsinnen hierüber hielt er sich für berufen, die einzig rechte und uralte Religion zu verkündigen, und trat, nachdem er eine Zeit in der Einsamkeit zugebracht hatte, öffentlich mit der Erklärung hervor: „Es ist nur Ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet.“ Moses und Christus sollten nach seiner Meinung zwar auch Propheten sein, aber niederen Ranges. Er allein predige den wahren Gott, der das Schicksal der Menschen nach seiner unbegreiflichen Willkühr vorherbestimme, und dessen Bestimmung Niemand entgehen könne. Durch gute Werke mache man sich ihm angenehm. „Beten“, sagte er, „führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang des Himmels, Almosen öffnen die Thür. Aber für den Glauben streiten und Feinde tödten, das führt zur höchsten Seligkeit.“ Er verbot den Genuß von Schweinefleisch und Wein, erlaubte aber die Vielweiberei, befahl Gebete zu bestimmten Zeiten, Waschungen und Wallfahrten nach Mekka. Den Frommen und Tapferen verhieß er im Paradies schwelgerische Genüsse. Ueberhaupt war sinnlicher Genuß das Höchste, was er seinen Gläubigen zu bieten wußte.

Mit dieser aus allen ihm bekannten Religionen zusammengesetzten Lehre, die später im Koran aufgezeichnet wurde, fand Muhamed in seiner Vaterstadt Anfangs wenig Beifall, er mußte sogar im Jahr 622 vor dem Schwerte seiner Mitbürger von Mekka nach Medina fliehen. Von da an aber erhielt die neue Religion, Islam genannt, so viele Anhänger, daß diese ihren Bestand von jenem Fluchtjahre an zu zählen pflegten. Siegreich zog alsbald der Prophet an der Spitze vieler Tausende als ein Fürst wieder in Mekka ein und erklärte nun: „Er habe den Auftrag von Gott erhalten, seine Lehre allen Völkern der Erde zu bringen und die Widerstrebenden mit Feuer und Schwert zu bekämpfen.“ — Er war ein stattlicher und beredter Mann, dabei kühn und klug und behauptete, immer neue Offenbarungen Gottes durch den Engel Gabriel zu empfangen. So wußte er sein Volk für sich zu begeistern und zur Eroberungslust zu entflammen. „Besser ist's, den heiligen Krieg

zu führen, als daß ihr siebenzig Jahre zu Hause betet“, rief er seinen Gläubigen zu. Er hatte bereits ganz Arabien unter seine Herrschaft gebracht, als er, zehn Jahre nach jener Flucht, an Gift starb, welches ihm ein Weib gereicht hatte, um seine Prophetengabe zu erproben.

Seine Nachfolger, die Chalifen, setzten alsdann sein Werk fort, eroberten Aegypten, Afrika und Spanien für sich und ihren Glauben und drangen durch Palästina und Syrien in's Innere von Asien vor. Viele Tausende von ehemals blühenden Christengemeinden wurden hierdurch zerstört, und ganze Schaaren von Christen gingen aus Furcht vor dem Tode zum neuen Glauben über. Der erste Zeugenmuth war aus der entarteten morgenländischen Kirche gewichen, darum kam dies Gericht über sie. Nur die tapferen Franken widersetzten sich dem weiteren Vordringen der Araber siegreich und retteten die abendländische Kirche dadurch vor einem ähnlichen Verfalle.

Besonders schmerzlich war es der Christenheit, daß Jerusalem und die andern heiligen Orte, wo der Herr Jesus gewandelt hatte, in die Hände der Ungläubigen gefallen waren. Denn man pflegte seit Alters Wallfahrten dahin, besonders zum heiligen Grabe zu machen. Zwar störten die Araber die Christen hierin nicht, gestatteten auch wohl, daß sie sich gegen einen jährigen Zins in Jerusalem niederließen, als aber das große Reich der Araber später wieder zerfiel, und das ebenfalls muhamedanische Volk der Türken die Herrschaft über Palästina erhielt, wurden die Christen bedrückt, die Pilger mißhandelt und die heiligen Orte beschimpft.

Lange waren die Klagen hierüber vergebens zu den Christen im Abendlande gedrungen, bis ein Einsiedler, Peter von Amiens (in Frankreich), von einer Wallfahrt aus dem heiligen Lande zurückkehrte und dem Papste die Greuel der Verwüstung und die Quälereien der Ungläubigen dort auf's lebhafteste schilderte. Hier müsse die Christenheit gesammter Hand Hülfe leisten, meinte er; auch sei ihm in der Kirche über dem heil. Grabe im Gesichte Jesus erschienen und habe ihm zugerufen: „Petrus, stehe eilends auf und verrichte, was dir aufgetragen ist; ich will dich schützen, denn es ist Zeit, daß das Heilige gereinigt und meinen

Knechten Hülfe geschafft werde.“ — Der Papst erlaubte dem begeisterten Manne, zu einem Heereszuge dahin aufzufordern, und nun zog der Einsiedler predigend von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Er war klein und hager, angethan mit einem Einsiedlerkleid, einen Strick um den Leib, baarhaupt und baarfuß, mit einem Kreuzbild in der Hand und auf einem Esel reitend. So wollte er die Armuth Jesu auch äußerlich darstellen.

Er begann mit glühender Beredsamkeit die Entweihung der heiligen Orte zu schildern, und zur Befreiung des gelobten Landes von den Ungläubigen aufzufordern. Ueberall erregte er Aufsehen und Begeisterung für die Sache. — Nach dieser Vorbereitung brachte dann der Papst auf einer großen Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich im Jahr 1095 die Angelegenheit zur Sprache. Es hatte sich deshalb eine unabsehbare Menschenmenge eingefunden, und als der Papst eine Anrede an dieselbe im Freien gehalten hatte, riefen Alle, Edle und Volk: „Gott will es! Gott will es!“ — „Das sei euer Feldgeschrei“, erwiderte der Papst, „und jeder, der dem Heiland das Kreuz nachtragen will, schmücke sich mit diesem Zeichen.“ Da ließen sich sogleich viele Tausende ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter heften, hießen fortan Kreuzfahrer, und der Zug nach dem heil. Lande wurde Kreuzzug genannt.

Immer mehr wuchs nun die Aufregung unter dem Volke; man wollte allerlei feurige Zeichen am Himmel gesehen haben, die zum Kampfe riefen. Mönche und Ritter, Bürger und Bauern rüsteten sich zum Mitziehen; so gedachte man mit einem Male die Sühne für alle Sünden leisten und den sichersten Weg zum Himmel einschlagen zu können, auch lockten Manchen die Abenteuer und Reichthümer des fernen Morgenlandes. Die Ungeduldigsten wollten nicht warten, bis der ordentliche Heereszug gerüstet war, sondern machten sich schon gleich im nächsten Frühling (1096) mit Peter dem Einsiedler auf den Weg, aber dieser wilde, ungeordnete Haufe wurde schon bei den ersten Angriffen der Türken in Kleinasien zerstreut und niedergemacht. Schon waren hunderttausend Menschen umgekommen, als gegen Herbst das eigentliche Heer der Ritter gehörig gerüstet auszog, unter

Anführung des Herzogs Gottfried von Bouillon (sprich: Bullion) aus Belgien, eines edeln, tapfern und frommen Herrn. Aber auch dieser Zug von sechsmalhunderttausend Menschen hatte Hemmnisse aller Art zu überwinden; Verrath, Hinterlist, Hunger, Durst und heiße Kämpfe mit Strömen von Blut, sogar eine Belagerung durch die Türken in der eben erst eroberten Stadt Antiochien. Endlich hatten sich die Kreuzfahrer durchgeschlagen und erblickten im Juni 1099 die Stadt Jerusalem.

Die abgezehrten Krieger brachen darüber in hellen Jubel und Lobgesänge aus. Aber die Stadt war wohlbewahrt, und mancher Sturm wurde abgeschlagen, bis endlich Gottfried die Mauern ersteigen und den Seinen die Thore der Stadt öffnen konnte. Unter dem Schlachtruf: „Gott hilft! Gott will es!" stürmten nun die Eroberer wie rasend hinein und machten nieder, was ihr Schwert erreichen konnte. Von den siebenzigtausend Einwohnern blieben kaum genug übrig, um die Todten zu begraben.

Gottfried hatte an diesem Blutbade nicht Theil; er war sogleich zum Gebet in die Grabeskirche geeilt. Am dritten Tage folgten die übrigen Kreuzfahrer seinem Beispiele mit feierlichem Umgang zu den heiligen Orten. Jerusalem mit dem eroberten Lande wurde dann zu einem christlichen Königreiche umgewandelt und die Krone dem Herzog Gottfried übergeben. Doch weigerte er sich, da eine goldene Krone zu tragen, wo sein Herr und Heiland die Dornenkrone getragen habe; er ließ sich nur „Beschützer des heiligen Grabes" nennen.

Bald darauf endete er seine irdische Laufbahn; sein Leib ward in der Grabeskirche beigesetzt und ihm folgte sein Bruder als König von Jerusalem.

Doch war die Blüthe des neuen Königreichs nur von kurzer Dauer; bald wurde es von den Türken wieder so bedroht, daß neue Kreuzzüge veranstaltet werden mußten. Zweihundert Jahre lang blieb die europäische Christenheit davon bewegt, ohne daß es ihr gelang, einen dauernden Besitz im gelobten Lande zu erwerben; alle Eroberungen fielen endlich wieder den Ungläubigen in die Hände.

14. Der heilige Bernhard und die heilige Elisabeth.

Während sich noch der erste Kreuzzug vorbereitete, wurde (im Jahr 1091) in Burgund (Frankreich) ein Mann geboren, der bald allen seinen Zeitgenossen voranleuchten sollte als Muster frommen Sinnes und Wandels, sowie als Verbesserer der in der Kirche, namentlich im Mönchthum, eingerissenen Schäden: Bernhard von Claravallis (französisch Clairvaux, sprich: Clärwo).

Sein Vater war ein tapferer Ritter, seine Mutter eine gar fromme, edle Frau, die ihn gleich bei seiner Geburt für den Mönchsstand bestimmte; denn dieser ward damals für besonders heilig gehalten.

Schon früh zeigte sich Bernhards Gemüth still und der Welt abgewandt, voll Milde und Barmherzigkeit. Seine Brüder hatten sich, gleich ihrem Vater, dem Kriegerstand gewidmet und lebten am Hofe des Herzogs von Burgund. Einst, als Bernhard sie besuchen ging und unterwegs seinen Gedanken nachhing, drängte es ihn, in eine am Wege stehende Kirche einzutreten, und hier unter Thränen betend, goß er sein Herz aus wie Wasser vor den Augen des Herrn, seines Gottes; er gelobte, der Welt zu entsagen und in's Kloster zu gehen. Seine ritterlichen Brüder suchte er zu gleichem Entschluß zu bewegen, und seinem herzlichen Andringen gelang es auch wirklich, Einen nach dem Andern zu gewinnen.

Die Klostersitten waren indeß damals großentheils entartet. Die Mönche hatten sich an ein faules, üppiges Leben gewöhnt, was durch die reichen Schenkungen befördert wurde, die den Klöstern von allen Seiten zuflossen, denn man glaubte damit Gott den angenehmsten Dienst zu thun und seine Sündenschuld zu sühnen.

Darum suchte Bernhard mit seinen Brüdern und andern Genossen sich ein in öder Waldgegend neu gegründetes Kloster aus, dessen Stifter beschlossen hatte, wieder genau nach der Regel Benedicts (s. S. 40) zu leben und trat dort in seinem dreiundzwanzigsten Jahre mit dreißig Genossen (im Jahr 1113) ein.

Zur harten Arbeit, wie sie hier geübt wurde, war Bernhards zarter Körper wenig geschickt, doch griff er mit solchem

Eifer an, legte sich auch so schwere Entbehrungen auf, daß er bald auf's elendeste abmagerte, und besonders sein Magen in so üblen Zustand kam, daß er fast nichts mehr vertragen konnte. Man mußte seiner übertriebenen Strenge Einhalt thun. Indeß hatte er unter der härtesten Arbeit seinen Geist immer zur Betrachtung göttlicher Dinge erhoben; „was er hierin und in der Erklärung der heil. Schrift vermöge," sagte er später, „habe er besonders in Wald und Feld durch innere Betrachtung und Gebet erlangt und keine anderen Lehrer gehabt, als die Buchen und Eichen." — Durch ihn erlangte das Kloster rasch einen solchen Ruf, daß es die Zahl der Mönche nicht fassen konnte, und daher ein weiteres Kloster gegründet werden mußte, ebenfalls an einem wüsten, abgelegenen Orte Claravallis (franz. Clairvaux, deutsch: Lichtthal) genannt, zu dessen Abt man Bernhard ernannte.

Durch ihn wurde diese neue Anstalt zu einem Muster von Sittenstrenge, Ernst und Heiligkeit erhoben. „Es war ein öder Platz," schreibt ein Zeitgenosse, „zwischen finstern Wäldern, von Bergen eingeschlossen; wer vom Berge herab kam, fand in dem Thale voll fleißig arbeitender Menschen, wo keiner müßig sein durfte, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeit und die Lobgesänge auf Gott. Diese Stille erregte solche Ehrfurcht bei den Vorübergehenden, daß sie sich scheuten, von anderen, als von heiligen Dingen zu reden." — Es kamen große Schaaren von Leuten, welche bei Bernhard Trost, Rath und Hülfe suchten, und er nahm sich ihrer mit Ernst und Eifer auch gegen die Großen der Welt und der Kirche an. Denn er gewann durch seine Geistesmacht und Frömmigkeit auch Einfluß auf Fürsten, Könige und Päpste. Seine Verehrung wuchs so sehr, daß man ihm nicht nur wunderbare Heilungen zuschrieb, sondern sich auch Stücke seiner Kleidung (als Reliquien) zu verschaffen suchte und ihn selbst, wo er erschien, namentlich auf einer Reise nach Italien, wie einen Heiligen verehrte. Man schenkte um seinetwillen den kostbaren Kirchenschmuck den Armen, befreite die unschuldig Gefangenen, legte härene Gewänder an und gehorchte willig dem Papste, für den er sich bei einer streitigen Wahl entschied.

Aber Bernhard blieb bei dem Allen demüthig vor seinem

Gott und trat nur scharf auf, wo er die Schäden des entarteten Mönchslebens oder der üppigen und stolzen Geistlichkeit seiner Zeit rügen mußte, die sich dem Weltleben ergeben hatte und des Gottesdienstes, sowie der Bildung des Volkes nicht achtete.

Am meisten bewegte es Bernhard, daß das neue Königreich Jerusalem zu seiner Zeit wieder von den Ungläubigen bedroht ward. Er half deßhalb die geistlichen Ritterorden in's Leben rufen, Mönche, die zugleich als Ritter das Schwert führen und die Vertheidigung sowie die Pflege der Pilger im heil. Lande übernehmen sollten. Unter Leitung eines seiner Verwandten entstand so der Orden der Tempelherren, die in Jerusalem da wohnten, wo ehemals der Tempel gestanden hatte. Später kamen dazu noch die Johanniter und die Deutschordensritter. Außerdem aber zog Bernhard, vom Papste dazu beauftragt, predigend umher, wie einst Peter, der Einsiedler, um zu einem zweiten Kreuzzuge aufzufordern. Den König von Frankreich hatte er bald dazu bestimmt, der deutsche Kaiser Konrad aber setzte ihm Schwierigkeiten entgegen, bis Bernhard ihn am Weihnachtsfeste durch eine begeisternde Predigt im Dome zu Speier zu dem Ausruf brachte: „Ich erkenne die Gnade Gottes über mir, ich will mich nicht undankbar finden lassen und bin bereit, ihm zu dienen." *)

Der so angeregte Kreuzzug verlief indeß unglücklich, und die Trümmer des glänzenden Heeres kehrten unverrichteter Sache in die Heimath zurück. Dies gehörte zu den schmerzlichsten Erfahrungen Bernhards; doch tröstete er sich aus Gottes Wort auch über diese Demüthigung.

Durch die Verweltlichung der Geistlichkeit und des kirchlichen Wesens überhaupt, sowie durch die allmähliche Abweichung der Kirchenlehre und Ordnung von der Schrift hatten sich am Rheine und in Südfrankreich Viele von der allgemeinen Kirche zurückgezogen und sich zu Secten zusammen-

*) Auf dieser Reise nach Deutschland besuchte Bernhard auch das Kloster Eberbach im Rheingau, wohin er selbst (im Jahre 1031) auf den Wunsch des Erzbischofs von Mainz Mönche von Claravallis geschickt hatte, die bald dies Kloster zum ansehnlichsten und berühmtesten der Gegend machten.

gethan. Solche wurden als Irrgläubige oder Ketzer bezeichnet. Umsonst hatte der Papst Verschiedenes gegen sie versucht, der Abfall wurde an manchen Orten so groß, daß die Kirchen ohne Volk, die Klöster und Priester ohne Achtung waren, und die Kirchenfeste nicht mehr gefeiert werden konnten. Da wurde Bernhard beauftragt, die Herzen wo möglich der Kirche wiederzugewinnen, und wirklich war sein Ansehen so mächtig und seine Predigt so ergreifend, daß er den Abfall für eine Zeit lang hemmte und die Abtrünnigen wiedergewann. „Gott sei Dank", konnte er beim Abschied sagen, meine Anwesenheit unter euch ist nicht vergebens gewesen; die Wahrheit hat sich kund gegeben nicht blos in Worten, sondern auch in Kraft." Später freilich, als die kirchlichen Zustände sich dennoch nicht besserten, und kein Mann wie Bernhard mehr entgegenzustellen war, erhoben sich diese Ketzer, die von ihrem Hauptwohnsitze, dem Städtchen Albi in Frankreich, auch Albigenser genannt wurden, zu erneutem Widerspruche gegen die entartete Geistlichkeit. Da wurde aber leider nicht mehr mit Predigt, sondern mit Feuer und Schwert gegen sie eingeschritten, denn der Papst ließ einen Kreuzzug gegen sie predigen, wie gegen die Ungläubigen; sie wurden durch gewaltige Heere niedergeschlagen, und eine große Zahl der Unglücklichen ward um ihres Glaubens willen grausam hingemordet.

Nach solchem Eingreifen in die Welthändel kehrte Bernhard immer wieder in sein stilles Kloster zurück und freute sich nun, bald abzuscheiden, denn er fühlte seine Kräfte immer mehr schwinden. Sein Körper war ohnehin kränklich geblieben, aber seine Seele war nichts desto weniger frei und mächtig und hörte nicht auf, mitten unter den Schmerzen etwas Heiliges zu überdenken, zu beten oder die Brüder zu ermahnen. Noch einmal schien er genesen zu sollen und schrieb einem Freunde: „Leider bin ich zurückgerufen zum Tode dieses Lebens, aber nicht auf lange; bitte für mich zum Heilande, der den Tod des Sünders nicht will, daß er mit meinem Ausgange nicht verziehen, sondern mich in Verwahrung nehmen wolle." Aber es war nur ein kurzes Aufflammen seines Lebenslichtes; bald danach, im dreiundsechzigsten Jahr seines Alters (1153), starb er. — Die Ver-

ehrung, die er nach seinem Tode fand, war fast noch größer, als die er bei seinem Leben genossen hatte. Er wurde vom Papste unter die Zahl der Heiligen erhoben, seine Mönche nannten sich nach ihm Bernhardiner, und man erzählte, nach der abergläubischen Art jener Zeit, viel von Wundern, welche seine irdischen Ueberreste gewirkt haben sollten.

Wie dieser Mann in Frankreich, so lebte etwas später in Deutschland eine edle Frau, welche von allem Volk als eine Heilige geehrt und gepriesen wurde. Dies war die Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Eine Tochter des Königs von Ungarn, war sie bereits in ihrem vierten Jahre als Verlobte des elfjährigen Prinzen Ludwig, des künftigen Landgrafen, auf die Wartburg bei Eisenach gebracht worden, wo damals eine höchst glänzende Hofhaltung war. Aber schon in ihrem zarten Kindesherzen regte sich ein tiefer Zug zu Gott und dem Heilande, und sie wuchs an dem verweltlichten Hofe heran wie eine Lilie unter Dornen. Nur ihr Verlobter theilte ihren Sinn, und als ihre Ehe im Jahr 1221 vollzogen wurde, lebten sie fromm und gottselig zusammen in glücklicher Häuslichkeit. Elisabeth widmete sich neben der Pflege ihrer Kinder besonders der Unterstützung von Armen und Kranken. Ihre Wohlthätigkeit kannte fast keine Grenzen, und ihr Gemahl ließ sie gern darin gewähren, da sie es um Gottes Willen gäbe; sie säuberte selbst die Kinder der Armen auf ihrem Schlosse, und kein Kranker war ihr zu eckelhaft, daß sie nicht selbst Hand an ihn gelegt hätte. Zur Zeit einer Hungersnoth speiste sie täglich neunhundert Arme. Dabei war sie in ihren religiösen Uebungen so eifrig und streng gegen sich, daß ihr Gemahl sie oft bitten mußte, ihre Zartheit und Jugend zu schonen. Aber diese gesegnete Wirksamkeit als Gattin und Landesmutter sollte nicht lange währen. Der Kaiser Friedrich II., von dem wir schon gehört haben, rüstete abermals zu einem Kreuzzuge, und der fromme Landgraf Ludwig wollte sich nicht davon ausschließen. Mit tiefem Leid nahm seine Gattin Abschied von ihm. Sie ahnte, daß sie ihn nicht wiedersehen werde, und wirklich starb er auch schon unterwegs. „Nun ist die Welt mir todt und Alles, was süß ist in der Welt!“ klagte Elisabeth, als sie die

Trauerbotschaft empfing. Bald kamen noch andere Trübsale über sie. Der Bruder und Nachfolger ihres Gatten verstieß sie mit ihren Kindern aus der Burg, so daß sie in tiefes Elend gerieth; denn aus Furcht vor dem harten Landesherrn wagte sie Niemand aufzunehmen. Das Alles trug sie voll himmlischer Freudigkeit als eine heilsame Demüthigung. Da ihre Verwandten diese Behandlung erfuhren, wurden sie auf's tiefste entrüstet und wollten sie wieder in ihren vorigen Glanz einführen, sie aber wählte lieber ihren stillen Wittwensitz zu Marburg, wo ihr schon seit lange erwählter Beichtvater Conrad sich aufhielt, dessen geistlicher Führung sie sich nun ganz überließ. Es war dies ein harter, strenger Mann, dem der Papst das Amt als Ketzermeister übertragen hatte, um in Verbindung mit einem Ketzergericht zu Cöln, der Inquisition, diejenigen aufzuspüren, welche sich in Deutschland der päpstlichen Kirche zu entziehen versuchten. Conrad hielt Elisabeth sehr hart; er wollte eine Heilige nach dem Sinne jener Zeit aus ihr heranbilden und darum ihren eignen Willen gänzlich abtödten. Sie ließ sich Alles: Armuth, harte Arbeit und Entbehrung jeder Art, selbst Geißelhiebe, willig gefallen und freute sich, in der Verpflegung der Armen und Kranken fortfahren zu können. „Wie wohl ist mir, daß ich meinen Heiland so bedecken kann," sprach sie, wenn sie etwas von dem Ihrigen für die Armen zurichtete. Zwei Jahre lebte sie so zu Marburg, da erkrankte sie im vierundzwanzigsten Jahre zum Tode. Sie empfing aus Conrads Hand das heilige Abendmahl und übergab dann ihre Kinder Gott; „er mache mit ihnen, was ihm wohlgefällt," sprach sie. Einen andern Erben außer Christum und seine Armen wollte sie nicht haben. So entschlief sie in einem Zustande innerer Wonne im Jahr 1231. Um sie trauerten besonders die Armen, die eine Mutter an ihr verloren hatten; das Volk aber verehrte sie als eine Heilige. Ueber ihrem Grabe erhob sich die herrliche Elisabethenkirche zu Marburg, und auch von ihr gingen bald viele Wundersagen im Munde des Volks. Ihr Enkel aber wurde der Ahnherr des hessischen Fürstenhauses.

15. Die Vorläufer der Reformation: Johann Wiklef und Johann Hus.

Trotz solcher einzelnen, durch wahre christliche Tugend und Frömmigkeit hervorleuchtenden Personen, wie Bernhard und Elisabeth, war inzwischen das Verderben der Kirche immer weiter vorangeschritten. Der Gottesdienst bestand fast nur noch aus Verehrung der Maria, „der Mutter Gottes", und der Heiligen. Die Predigt des Wortes Gottes war abhanden gekommen, und die Bibel selbst kam nicht in die Hände des Volks; dagegen wurde dasselbe angeleitet, lange und oft wiederholte Gebete herzusagen und auch auf noch andere Weise seine Sünden abzubüßen. Auch fing der Papst an, den Ablaß der Sündenstrafen gegen Geld zu ertheilen. Der Priesterstand erhob sich zum Mittler zwischen Gott und den Menschen; er gab vor, durch seine Weihe werde im heil. Abendmahle das Brod in Christi Leib verwandelt, und durch diese Verwandlung, das Meßopfer genannt, könne er Segen für Lebendige und Todte bewirken. Auch reichte man den Nichtgeistlichen oder Laien nicht mehr den Kelch beim h. Abendmahle. Unwissende Geistliche und Mönche suchten vom Volke durch abergläubische Wundererzählungen immer reichere Geschenke für Kirchen und Klöster zu erpressen und lebten davon unordentlich und gottlos.

Hiergegen erhoben sich immer Mehrere, die ein wahres biblisches Christenthum suchten. So ein Kaufmann Petrus Waldus aus Lyon in Frankreich, der eine große Menge zur Betrachtung der h. Schrift und zu unsträflichem Wandel um sich sammelte. Aber er ward von der Geistlichkeit (im Jahr 1184) in den Bann gethan, verfolgt und starb in der Verbannung, während seine Anhänger; die Waldenser nach vielen harten Verfolgungen sich in den Alpenthälern von Frankreich und Italien zu vielen Tausenden verborgen hielten.

In England trat Johann Wiklef, Professor der Gottesgelehrsamkeit zu Oxford, gegen das lüderliche Leben der Geistlichen und faulen Mönche auf, sowie gegen die Anmaßung des Papstes, daß er Christi Statthalter auf Erden sei und Ablaß der Sünden ertheilen könne. Er nannte ihn

geradezu den Widerchrist, stiftete auch einen Verein von Männern, die im Lande umherzogen und das lautere Wort Gottes Allen predigten, die es hören wollten; dazu gab er dem Volke die Schrift selbst in die Hand, die er in die englische Sprache übersetzt hatte. Bald aber erhob sich ein Sturm wider ihn. Seine Gegner verklagten ihn beim Papste, und dieser verdammte seine Lehre in mehreren Schreiben. Da er aber von seinem König geschützt wurde, so konnte man ihm nichts weiter anhaben; vielmehr erklärte er: „Christi Gesetz unerschrocken zu bekennen und zu vertheidigen, so lange noch ein Athemzug in ihm sei", und fuhr unbeirrt in seiner Thätigkeit fort. — Er starb ruhig im Jahre 1384 auf einer Pfarrstelle, wohin er sich zurückgezogen hatte, mit dem Bekenntniß: „Gott ist mein Zeuge, daß ich vornehmlich die Ehre Gottes gesucht habe aus Ehrerbietung gegen das Wort Gottes. Wenn sich dabei mir unbewußt eine Unlauterkeit eingeschlichen hat, so bedaure ich dies aufrichtig." — Erst nach seinem Tode wurden seine Gebeine und seine Schriften als ketzerisch verbrannt.

Inzwischen hatten sich aber Wiklefs Lehren und Schriften weit verbreitet, besonders unter den Studenten und Gelehrten, und wurden durch solche Wiklefiten auch nach Prag in Böhmen gebracht, wo damals eine weltberühmte Hochschule oder Universität errichtet worden war. Unter den dortigen Gelehrten befand sich Johann Hus, auf den sie besonders tiefen Eindruck machten. Dieser Mann, ein Böhme, hatte sich mit großem Fleiß und Talent durch ärmliche Jugendverhältnisse hindurchgearbeitet und war zugleich Prediger in der Stadt und Professor an der Universität geworden. Er hatte schon längst in seinen Predigten das verderbte Leben der Geistlichen scharf getadelt, nun lernte er noch tiefer in die Schäden der Kirche hineinsehen. Bald trat er selbst mündlich und schriftlich dagegen auf. Auch er will vom Ablaß, sowie von der Verehrung der Heiligen nichts wissen und nur die h. Schrift als Richterin in Glaubenssachen gelten lassen. Da das Volk ihm zufiel, der Papst ihn aber (1413) mit dem Banne belegte, so entstand eine gewaltige Bewegung in der Stadt. Man sang Spottlieder auf den Erzbischof, welcher den Bann verkündigt

hatte; es kam zu blutigen Auftritten, und selbst der König von Böhmen mußte den Papst ersuchen, den Bann wieder zurückzunehmen, „damit das Wort Gottes frei gepredigt und die Ehre seines Reiches gewahrt werde, die treulosen Verketzerer aber, wenn sie es nicht beweisen könnten, nach Verdienst bestraft würden.“ Während noch hierüber verhandelt wurde, entstand eine neue Aufregung im Volke, weil der Papst abermals einen Ablaß ausgeschrieben hatte. Drei junge Leute, die öffentlich Einsprache dagegen erhoben hatten, wurden als Schänder des Heiligen hingerichtet, vom Volke aber als Märtyrer der Wahrheit gepriesen und feierlich in der Kirche beerdigt, in welcher Hus zu predigen pflegte. Hus gab ihnen das Zeugniß, „sie seien gefallen, weil sie den lügenhaften Anhängern des Widerchrists zu widersprechen gewagt hätten.“ Da traf ihn von Neuem der Bann, und über die Stadt Prag wurde das Interdict verhängt. Zwar befahl der König den Geistlichen, trotzdem den Gottesdienst fortzuhalten, und Hus berief sich gegen die Willkühr auf den unbestechlichen Richter Jesus Christus; um aber weiteren Unruhen in der Stadt vorzubeugen, zog er sich in die Einsamkeit zurück, wo er vor Verfolgungen sicher war. Von hier aus ließ er mehrere Schriften und Briefe an seine Freunde ausgehen. Da sein Name Hus auf böhmisch eine Gans bedeutet, so schrieb er einmal: „Die Gans ist ein zahmes Thier, das sich nicht hoch aufschwingen kann, aber nach mir werden edlere Vögel kommen, Falken und Adler, die werden sich höher in den Himmel schwingen.“

Damals waren indeß die Unordnungen in der gesammten Kirche so groß geworden, daß man eine allgemeine Kirchenversammlung nach Constanz am Bodensee ausgeschrieben hatte. Es war die größte, die je gehalten wurde, denn sie bestand aus mehr als fünfzigtausend Personen. Hier sollte die Kirche an Haupt und Gliedern reformirt (erneuert), auch entschieden werden, welcher von den drei zugleich regierenden Päpsten als der rechtmäßige gelten solle.

Vor diese Versammlung wurde nun auch Hus zur Verantwortung seiner Lehre geladen. Der Kaiser hatte ihm in einem Geleitsbriefe die Versicherung gegeben, daß er frei

dahin und wieder zurückreisen sollte. Darum kam Hus getrost, obgleich ihn die Freunde gewarnt hatten; denn es drängte ihn, ein Zeugniß für die Wahrheit abzulegen. Aber er wurde sofort ergriffen und in's Gefängniß geworfen. Dem Kaiser versicherte man, einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten, und so überließ er ihn seinem Schicksal. — In dem scheußlichen Kerker erkrankte er und wurde dazu noch von seinen Widersachern gequält, er möge seine Lehre widerrufen. Auch in den öffentlichen Verhören, wo es sehr stürmisch und unordentlich gegen ihn herging, verlangte man nur immer, er möge seine Irrthümer abschwören, ohne daß man sich auf eine Widerlegung derselben einlassen wollte. Aber Hus blieb fest dabei: „Er könne nur die Irrthümer zurücknehmen, deren er aus der heil. Schrift überführt worden sei.“ — „So möge er denn nur unterschreiben, was die Versammlung verdamme, um seinen demüthigen Gehorsam gegen dieselbe zu beweisen“, — baten seine Freunde; aber der standhafte Mann erwiderte: „Das sei gegen das Gewissen und die Wahrheit, er dürfe nicht anders.“ —

An seinem Geburtstage, dem 6. Juli 1415, wurde ihm endlich sein Urtheil gesprochen. Er wurde seiner Priesterwürde entsetzt und als verstockter Ketzer verdammt. Da kniete Hus nieder und sprach: „Herr Christus, verzeihe meinen Feinden, daß sie mich fälschlich angeklagt und gegen mich falsche Zeugnisse und Verläumdungen gebraucht haben; vergieb ihnen um deiner großen Barmherzigkeit willen!“ — Man zog ihm nun jedes Stück seiner Priesterkleidung mit einer besonderen Verwünschung aus. Der Abendmahlskelch wurde ihm mit den Worten entzogen: „Verdammter Judas, wir entziehen dir den Kelch des Heils.“ Statt seiner priesterlichen Kopfbedeckung wurde ihm eine papierne Mütze, mit Teufelsfratzen bemalt, aufgesetzt, daran stand geschrieben: „Erzketzer“, und die Bischöfe sprachen: „Wir übergeben deine Seele dem Satan.“ — „Aber ich,“ erwiderte Hus, „befehle sie in deine Hände, Herr Jesu, der du sie erlöset hast.“ — Darauf ward er aus der Kirche gestoßen und der weltlichen Macht zur Bestrafung übergeben. Er sollte nun verbrannt werden und betete auf dem Wege zur Richtstätte

den 51. und 53. Psalm. Schon stand er auf dem Scheiterhaufen, da ritt der Reichsmarschall heran, um ihn nochmals zum Widerruf zu ermahnen; Hus aber erwiderte: „Ich bin bereit, die Lehre, die ich verkündigt habe, mit dem Tod zu bezeugen.“ Mit sieben Stricken ward er an den Pfahl gebunden und sein Angesicht gegen Morgen gewendet. Aber das wollte man dem Ketzer nicht gönnen, so mußte ihn der Henker erst gegen Abend hin umwenden, ehe er anzündete. Als die Flammen über ihn emporschlugen, rief er: „O Jesu, du Sohn Gottes, erbarme dich mein!“ Dann trieb ihm der Wind die Flammen in's Gesicht, und man sah ihn nur noch betend seine Lippen bewegen. Gegen elf Uhr Vormittags starb er. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut.

Aber seine Anhänger in Böhmen, die Hussiten, erhoben sich bei der Nachricht von seinem Tode in wildem Grimme, sammelten Heere und führten unter ihren kühnen Führern neunzehn Jahre lang schreckliche Kriege gegen Papst und Kaiser, bis man sie durch einzelne Zugeständnisse für ihren Gottesdienst, namentlich die Darreichung des Kelchs beim heil. Abendmahle, endlich beschwichtigte.

Der Kirchenversammlung zu Constanz gelang es indeß nicht, die gehoffte Verbesserung der Kirche zu bewerkstelligen. Zwar setzte sie die drei streitenden Päpste ab, aber der neue Papst, den sie an ihre Stelle wählte, zog mit großem Gepränge von Constanz ab, ohne etwas von den Verheißungen gründlicher Kirchenreformation zu erfüllen.

---

16. Vorbereitungen zur Reformation in Deutschland durch Johann Tauler, Thomas von Kempen und Johann Wessel.

Auf der Kirchenversammlung zu Constanz war es so wenig gelungen, als auf einer vorhergegangenen zu Pisa in Italien und einer nachfolgenden zu Basel in der Schweiz, die in die Kirche eingedrungenen Schäden zu heilen. Dagegen bereitete der Herr in der Stille Mancherlei vor, wodurch die Reformation, die bald hervorbrechen sollte, vorbereitet wurde.

In Mainz lebte Johann Guttenberg, welcher im Jahr 1436 die Kunst erfand, Bücher zu drucken, die

man bisher sehr mühselig, meist in Klöstern, einzeln hatte abschreiben müssen; nun konnte man viele hundert Stück auf einmal drucken. Dadurch wurde es möglich, die Bibel und andere wichtige Schriften auch unter dem Volke zu verbreiten, während dies bisher der hohe Preis aller Bücher unmöglich gemacht hatte.

Etwas später eroberten die Türken, nachdem sie in Kleinasien immer weiter vorgedrungen und dann nach Europa übergesetzt waren, die Hauptstadt des griechischen Kaiserthums, Constantinopel (im Jahr 1453). Dadurch wurden viele griechische Christen veranlaßt, nach Italien und andern Ländern Europa's zu flüchten. Sie brachten die griechische Sprache und mancherlei Gelehrsamkeit wieder dorthin, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte so sehr in Vergessenheit gerathen war, daß man die Bibel nur noch in lateinischer Uebersetzung hatte lesen können.

Nun wurde auch in Deutschland die Sprachwissenschaft wieder angeregt, und namentlich haben sich Johann Reuchlin aus Pforzheim (in Baden) und Erasmus von Rotterdam dadurch verdient gemacht, daß sie die Bibel in den Grundsprachen bekannt machten. Sie geriethen freilich darüber mit den unwissenden Mönchen in Streit, die solche Neuerungen nicht leiden wollten, indeß konnten diese doch nicht hindern, daß die Liebe zu den Wissenschaften in Deutschland, namentlich bei der Jugend, immer mehr erwachte und dadurch der Kirchenverbesserung ein guter Weg gebahnt wurde.

Während dies mehr für die Gelehrten geschah, fingen einige fromme Prediger an, auch dem Volke ein besseres Christenthum zu verkündigen, als es bisher kennen gelernt hatte. So predigte Johann Tauler zu Straßburg, mit schlichten Worten zwar, aber mit inniger Wärme und Herzlichkeit: „von der Nichtigkeit alles Irdischen, und wie man die Seele doch von dem Allem losmachen solle, um sie ganz der Liebe Gottes hinzugeben; dann werde der Herr Christus eine Gestalt in uns gewinnen." Um ihn und einige ähnliche Prediger sammelte sich eine Schaar von sogenannten Gottesfreunden, welche das biblische Christenthum und die Heiligung ihrer Herzen ernstlich suchten. Einer derselben,

Thomas von Kempen (bei Crefeld), der im Jahr 1471 als neunzigjähriger Greis starb, schrieb das Büchlein von der Nachfolge Christi, welches von allen Christen nächst der Bibel am meisten gelesen wird, worin er die stille Seligkeit und den Frieden einer Seele, die in ununterbrochenem Umgange mit Gott lebt, in einfacher und kindlicher Weise schildert. „Je mehr Jeder sich selbst stirbt," sagte er, desto mehr fängt er an, Gott zu leben. Darum erniedrige dich, so wird dir das Höchste gegeben. Die Liebe aber ist es, die uns antreibt, das Gute zu thun, und es ist nichts höher, süßer und kräftiger als sie im Himmel und auf Erden. Es gibt nichts Besseres, als Gott auf's innigste lieben."

Von dem Büchlein des Thomas wurde damals Johann Wessel aus Gröningen (in Holland) besonders ergriffen, ein Mann, der sich mit der damaligen Wissenschaft wohlvertraut gemacht hatte, aber von all dem wieder zur Bibel, als der einzigen Wahrheitsquelle, zurückgekehrt war. Als er vom Papst zu Rom einst aufgefordert wurde, sich eine Gnade auszubitten, bat Wessel um eine griechische und eine hebräische Bibel, und da man ihn fragte, warum er nicht lieber ein Bisthum verlangt habe, erwiderte er: weil er dessen nicht bedürfe. Auf der Universität Heidelberg fing dann Wessel an öffentlich zu lehren. „Wahrheit", sagte er, „habe ich aus voller Seele und vor allen Dingen von Kind auf gesucht, und je älter ich werde, desto mehr suche ich sie, weil durch die Wahrheit allein der Weg zum Leben geht. Diese Wahrheit aber finde ich allein in der Schrift. Wie unser Auge ohne Licht blind ist, so ist's auch unserer Seele ohne das Licht des Antlitzes Gottes, und unsre Erkenntniß geht irre, wenn sie nicht vom Worte Gottes richtig gelenkt wird. Wer beim Lesen der Schrift nicht täglich geringer von sich denkt, der liest sie vergeblich." — Wie er aber, gleich den späteren Reformatoren, die heil. Schrift höher stellte als die Lehrbestimmungen des Papstes und der Kirchenlehrer, so erkannte er auch schon das Verkehrte der damaligen Werkheiligkeit. „Wer durch seine Werke gerechtfertigt zu werden glaubt," erklärt er, „der weiß nicht, was gerecht ist, und weiß nicht, was seine Schuldigkeit sei; vielmehr geschieht die Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben, aus

welchem die Liebe fließt.“ — Daher wollte denn auch Wessel von den Bußübungen, die damals die Priester dem Volke auflegten, und vom Ablasse des Papstes nichts wissen. „Es solle sich doch Niemand unterstehen, sich damit über Gott zu stellen, der allein Sünden vergeben kann.“ So predigte Wessel an manchen Orten*) und suchte den Samen des Besseren namentlich auch in die Herzen der Jünglinge zu streuen. Wohl kamen einzelne seiner Schüler dadurch in Untersuchungen des päpstlichen Glaubensgerichts, der Inquisition, und auch er selbst wurde damit bedroht; aber er erklärte muthig: „Ich fürchte keine Gefahr, der ich für die Reinheit des Glaubens entgegengehen könnte.“ Indeß starb er unangefochten im Jahr 1489 zu Gröningen, seinem Geburtsorte, nachdem er noch kurz vorher einem Freunde geschrieben hatte: „Ich danke Gott; alle nichtigen Gedanken sind verschwunden; ich weiß nichts, als Jesum, den Gekreuzigten.“

Durch die Wirksamkeit solcher Männer waren die Gemüther für die Reformation vorbereitet worden, und Luther selbst fand später: „Man könne meinen, er habe alles von Wessel genommen“; denn die wesentlichen Lehren der nachmaligen Reformation waren auch die seinigen.

Nochmals wurde der Papst durch Vorgänge in Italien selbst an die Dringlichkeit einer Kirchenverbesserung, obwohl vergeblich, erinnert.

Zu Florenz trat in dem Jahre, als Wessel starb, der Dominikanermönch Hieronymus Savonarola gegen die Entartung der Kirche und die Verderbniß der Sitten auf. Wie ein Prophet predigte er Buße, damit eine Läuterung des Kirchenwesens folgen könnte, und griff insbesondere die Selbstsucht und Verweichlichung der Großen an, wobei er auch des Papstes nicht schonte. Da er auch göttliche Strafgerichte über sein Vaterland ankündigte, und mehrere seiner Weissagungen wirklich eintrafen, so stieg sein Ansehen beim Volke mächtig. Auch er ermahnte in seinen Predigten, daß man nicht auf die Heiligen oder auf die eignen guten

*) Z. B. auch in Wiesbaden.

Werke sein Vertrauen setzen möge, sondern vielmehr auf die Gnade Gottes, die allein das Heil schenke.

Vergebens versuchte man den gewaltigen Prediger durch Anerbietungen hoher kirchlicher Würden zum Schweigen zu bringen. „Ich begehre nicht den rothen Hut, den die Cardinäle tragen", entgegnete er, „sondern vielmehr den mit meinem eignen Blute gefärbten Hut eines Märtyrers." Und so geschah ihm auch. Nachdem er erklärt hatte, er wolle Gottes Wort nicht dämpfen lassen, wurde zuerst der Bann über ihn verhängt, darauf wurde er gefangen genommen, vor das Inquisitionsgericht (s. S. 61) gestellt und im Jahre 1498 mit zweien seiner Ordensbrüder am Galgen erdrosselt und verbrannt. Er starb in frommer Ergebung.

II. Neue Kirchengeschichte.

17. Doktor Martin Luther's Jugend.

Die Erneuerung der christlichen Kirche, welche bisher von den verschiedenen Seiten her vergeblich angestrebt wurde, sollte endlich durch einen Mann zur Ausführung kommen, in welchem der Herr beschlossen hatte, nicht blos dem deutschen Vaterlande, sondern der ganzen christlichen Welt einen reichen Segen zufließen zu lassen, und der als der eigentliche Reformator der Kirche Allen weit voranleuchtet. Es ist Martin Luther, dessen Jugendleben wir zunächst betrachten.

Am Martins-Abend, den 10. November 1483, ist Martin Luther zu Eisleben am Harz geboren. Sein Vater, der Bergmann Hans Luther, war mit seiner Hausfrau Margarethe aus Möhra in Thüringen hierher gezogen, und Gott segnete seine Bergmannsarbeit so, daß er später ein wohlhabender Mann ward. Das stille und ernste Wesen der Mutter erweckte in dem Knaben schon früh einen frommen Sinn, dabei lernte er rasch die ersten Anfangsgründe, so daß ihn sein Vater bald unter herzlichem Gebete auf die gelehrte Schule zu Magdeburg und von da später nach Eisenach senden konnte. Hier mußte er, nach der Sitte jener Zeit, sein Brod kümmerlich mit Singen vor den Häusern verdienen, bis eine ehrsame Bürgersfrau, welcher sein andächtiges Singen und Beten zu Herzen ging, ihn liebreich in's Haus und an den Tisch nahm. Damit war vieler Verzagtheit, die sich bei ihm eingeschlichen hatte, ein Ende gemacht, und er lernte nun fleißig weiter. Neben den Wissenschaften erfreute er sich besonders an der Musik, die ihm sein ganzes Leben lang lieb und werth blieb. Schon

im achtzehnten Jahre ging er auf die hohe Schule nach Erfurt ab, wo er sich nach seines Vaters Wunsch der Rechtswissenschaft zuwendete und von diesem fast über Vermögen aus dem Segen seines Bergbaues unterstützt wurde. Der Wahlspruch des jungen Studenten war: „Fleißig gebetet ist halb studirt“; doch zog ihm sein angestrengter Fleiß nach zwei Jahren (1503) eine schwere Krankheit zu. Darin besuchte ihn ein alter Geistlicher und sprach ihm den Trost zu: „Seid getrost, ihr werdet nicht sterben, unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der wieder viele Leute trösten wird; denn wen Gott lieb hat, dem legt er zeitlich das h. Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen.“ Diese schöne Verheißung richtete den Kranken mächtig auf, und er genas. Auf dem Bücherzimmer der Universität fand er eine lateinische Bibel, an welcher er sich sehr ergötzte, denn er hatte bisher nur die Sonntagsevangelien und Episteln daraus gehört und wußte, wie alle seine Zeitgenossen, nicht, was sonst noch in der Schrift stand. Er bat Gott herzlich, ihm auch einmal ein solches Buch zu bescheeren, und dieser Wunsch ist ihm reichlich erhört worden.

Zwei Jahre nach seiner Krankheit begab sich's, daß Luthers bester Freund in Erfurt erstochen wurde, und ein plötzliches Donnerwetter, wobei der Blitz dicht neben ihn einfuhr, ihn so erschreckte, daß er sich vor Gottes Zorn am jüngsten Gerichte entsetzte und ein Gelübde bei sich that, in's Kloster zu gehen und allda Gott zu dienen. Alsbald trat er unter die Augustinermönche zu Erfurt, doch ohne Wissen und Willen seines Vaters, der ihm schrieb: „Siehe zu, daß dein Schrecken nicht ein teuflischer Betrug gewesen ist. Man soll doch den Eltern um Gottes Willen gehorsam sein und nichts ohne ihr Wissen anfangen.“ — Das war denn auch Luther leid, bis er hernach den Mönchsstand wieder verließ. Im Kloster ging es hart über ihn her; denn man lud ihm die gemeinsten Dienste auf; er mußte mit dem Bettelsack in der Stadt herumgehen, die Thüren hüten, die Kirche kehren, Unrath fortschaffen, was er Alles gehorsam that, denn man sagte ihm: „mit Betteln, nicht mit Studiren dient man dem Kloster.“ Aber seine Seele kam damit nicht zur Ruhe, denn er mußte sich trotz aller Strenge seines Wandels doch

für einen armen Sünder halten. Als er diese Gewissensunruhe einst einem alten Klosterbruder entdeckte, wies ihn dieser auf die gnädige Vergebung der Sünden hin, von der man damals sonst nichts hörte, und dies ward ihm zu großem Troste.

Der Obere seines Ordens, Johann Staupitz, hatte indeß in ihm einen Mann erkannt, der durch Fleiß, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit eine rechte Zierde der neuen Universität zu Wittenberg werden könnte, deren Pflege ihm vom Kurfürsten zu Sachsen, Friedrich dem Weisen, übertragen war. Darum versetzte er Luthern (1508) in seinem fünfundzwanzigsten Jahre in's Augustinerkloster nach Wittenberg. Hier fuhr derselbe in seinem Studium, namentlich in der heiligen Schrift noch ernstlicher fort und wurde nach vier Jahren zum Doctor der heiligen Schrift ernannt. Von dieser hohen Ehre wehrte er sich in seiner Demuth lange; „er sei ein kranker, schwacher Mensch", sagte er, „der nicht lange mehr zu leben habe, man solle doch einen Tauglicheren nehmen." Aber Staupitz antwortete: „Es läßt sich an, als ob unser Gott bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen werde, darum wird er vieler junger und arbeitsamer Doctoren haben müssen. Ihr lebt nun oder sterbt, so bedarf Euch Gott in seinem Rath." So schwur denn Luther den Doctoreid, in dem er gelobte, die heil. Schrift zu studiren sein Leben lang, sie zu predigen und den christlichen Glauben wider alle Ketzer zu vertreten. Dieser theure Eidschwur hat ihm hernach oft Kraft gegeben, wenn er mit der Bibel der Gewalt und Meinung der ganzen Welt gegenüberstand.

Auch als Lehrer der hohen Schule trat er immer ernstlicher mit der heil. Schrift auf und behauptete standhaft, daß man hieraus allein lernen müsse, selig zu leben und zu sterben.

Im Jahre 1510 wurde Luther in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom gesendet, und was er da sah, machte einen tiefen Eindruck auf ihn; denn dort, wo er in der Umgebung des Papstes die tiefste Frömmigkeit erwartete, war ein so sittenloses, gottvergessenes Treiben eingerissen, daß man sich offen in der Kirche über die Andacht des

deutschen Mönchleins lustig machte. „Nicht tausend Gulden wolle er dafür nehmen“, sagte Luther später, „daß er Rom nicht gesehen hätte.“

---

18. Der Reformator.

Trotz dieser betrübenden Erfahrungen hatte Luther so wenig als irgend Einer daran gedacht, eine Reformation der Kirche herbeizuführen. Die Veranlassung kam dazu vielmehr ohne sein Zuthun.

Unter den Mißbräuchen, welche sich in die Kirche eingeschlichen hatten, war der Ablaßhandel einer der schreiendsten geworden. Man lehrte: Die ewigen Strafen Gottes seien den Christen in zeitliche auf Erden und im Fegfeuer verwandelt, wohin sie nach dem Tode zur Abbüßung ihrer Sünden kämen. Solche Strafen lege der Priester dem Beichtenden als Richter im Namen der Kirche auf. Die Kirche habe aber auch Macht, diese Strafe nachzulassen, wenn ein anderes gutes Werk dafür geleistet werde; sogar die Pein des Fegfeuers könne sie erlassen. Daher ließ man Geld einsammeln, Anfangs, um wider die Türken zu streiten, dann um eine Kirche davon zu erbauen, namentlich um die prächtige Peterskirche in Rom herzustellen. Wer dazu beisteure, hieß es, der solle die Sündenstrafen erlassen bekommen. Es wurden auch Ablaßbriefe des Papstes um gewisse Geldsummen ausgeboten, und weil der Handel damit besonders in Deutschland gut ging, so schickte der Papst solche umher, so oft er Geld brauchte. Besondere Erheber dieser Steuer priesen alsdann die Herrlichkeit des Ablasses mit aller Unverschämtheit. Ein solcher Ablaßverkäufer pflegte mit höchster Feierlichkeit in die Städte einzuziehen und versicherte: wer Ablaß kaufe, könne unzweifelhaft selig werden, denn Gott und Christus habe alle Gewalt in des Papstes Hand gelegt, und wen er losspreche, der gehe ohne Weiteres in den Himmel; ebenso ein bereits Verstorbener, für den man Ablaß kaufe. So entstand das Sprüchwort: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt.“

Einer der durchtriebensten Ablaßkrämer war der Mönch

Tetzel, ein unverschämter und lüderlicher Mensch, der vom Erzbischof von Mainz beauftragt war und in der Nähe von Wittenberg sein Wesen trieb, so daß die Leute auch von dort aus zu ihm liefen, Ablaß zu kaufen. — Als nun Luther in der Beichte auf Buße drang, zeigten ihm viele ihre Ablaßzettel und meinten, sie bedürften nun nichts Anderes mehr. Das betrübte den treuen Seelsorger, und er fing an, in seinen Predigten darauf hinzuweisen, daß man die Vergebung nicht durch solche Mittel, sondern allein durch Reue und Glauben an Christum suchen müsse. Tetzel, als er dies hörte, schimpfte Luthern einen Ketzer, und ließ, da er zugleich Ketzerrichter war, öfters ein Feuer anzünden, zum Zeichen, wie er's den Ketzern machen werde. Weil nun die Sache immer mehr zur Sprache kam, so wollte Luther seine Sache öffentlich vertheidigen und schlug, wie es damals Sitte war, eine Schrift mit fünfundneunzig Sätzen gegen den Mißbrauch des Ablasses am Abend des 31. Octobers 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg an. Sie beginnen: „Da unser Meister und Herr Jesus spricht: Thut Buße u. s. w., will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine immerwährende Buße sein soll. Der Papst kann keine Schuld vergeben, als sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben ist. Deßhalb irren die Ablaßprediger, die da sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Pein los und selig werde; er erläßt auch keine Pein im Fegfeuer; die das vorgeben, predigen Menschentand. Vielmehr soll man die Christen lehren, daß, wer den Armen gibt, besser thut, als wenn er Ablaß kauft."

In kurzer Zeit waren diese Sätze allenthalben bekannt, und da Tetzel gegen Luther in bösartigen Schriften zu wüthen begann, dieser aber ihm mannhaft antwortete, so nahm bald die ganze Christenheit lebhaften Antheil an der Sache, denn Viele fanden durch Luther das ausgesprochen, was sie selbst ähnlich gedacht und mißbilligt hatten. Der damalige Papst, ein üppiger Weltmann, sah Anfangs das Ganze für ein bloßes Mönchsgezänke an; als es aber immer ernstlicher wurde, ließ er Luthern, der ihm einen demüthigen Brief geschrieben hatte, zum Gericht nach Rom fordern.

Das ließ aber sein Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise, nicht zu, da er viel auf Luther hielt und ihn nicht in solche Gefahr begeben wollte. So sollte dieser sich denn nur vor dem in Augsburg anwesenden Cardinal Cajetan verantworten. Der aber richtete durch seine Strenge nichts aus, denn widerrufen wollte Luther nicht, bevor man ihn nicht aus der Schrift widerlegt habe, und darauf ließ sich der stolze Cardinal nicht ein. Danach schickte der Papst seinen Kammerherrn Carl von Miltitz, einen feinen und gewandten Mann, der durch seine Freundlichkeit Luthern herumzubringen hoffte. Wirklich versprach ihm dieser auch, ferner in der Sache zu schweigen, wenn auch seine Gegner ihn in Ruhe ließen; dem Tetzel ging Miltitz wegen allerlei entdeckter Schlechtigkeiten so ernstlich mit Vorwürfen und Drohungen zu Leibe, daß er vor Schrecken erkrankte und bald starb. Es trat nun aber ein Professor aus Ingolstadt (in Bayern), Johann Eck, gegen Luther auf und forderte ihn und seine Meinungsgenossen, namentlich den Doktor Karlstadt in Wittenberg, zu einer öffentlichen Besprechung der Glaubenssachen zu Leipzig auf. Dort aber wurde ihm von Luther so nachdrücklich geantwortet, daß sich die Erbitterung nur vermehrte, und Eck nun vom Papste ein Schreiben auswirkte, welches den Bannfluch über Luther aussprach. Während nun die Anhänger des Papstes Luthers Schriften als ketzerisch öffentlich verbrannten, übergab Luther vor dem Thor zu Wittenberg diesen Bannbrief des Papstes dem Feuer (den 10. December 1520) und sagte sich damit feierlich von der päpstlichen Kirche los. Keine Versprechungen konnten ihn von nun an zum Schweigen bringen, und das Werk der Reformation ging jetzt ohne Aufhalten fort.

Inzwischen war in Deutschland ein neuer Kaiser gewählt worden, Karl V., ein junger mächtiger Herrscher, von dem sich Luther viel für die Sache des Evangeliums versprach. Auf den ersten Reichstag, welchen er zu Worms hielt, war auch Luther geladen worden, unter Zusicherung freien Geleits. Zwar erinnerten ihn die Freunde an das Schicksal des Hus, aber der muthige Mann erwiderte: „Ich will Christus bekennen und ihn walten lassen, und wenn so viel

Teufel in Worms wären, als Ziegeln auf den Dächern, so will ich doch hin." — Im April 1521 kam er dort an. Es war ein großes Gedränge daselbst bei seiner Ankunft und bei seinem Gang zur Reichsversammlung, denn jeder wollte den kühnen Mönch sehen, der so kräftig wider den Papst und seinen Anhang aufgetreten war. Noch im Vorzimmer klopfte ihm ein alter Feldoberster, Georg von Frundsberg, auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der heißesten Feldschlacht nicht gethan haben. Bist du aber deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen." Nun ging Luther in den Saal; auch dort sprachen ihm mehrere Fürsten Muth ein. Es waren außer dem Kaiser und dessen Bruder etwa Zweihundert versammelt, im Ganzen bei 5000 Menschen. Als er gefragt wurde, ob er die ihm vorgelegten Bücher geschrieben habe und ihren Inhalt widerrufen oder dabei verharren wolle, bejahte er das Erste und gab, da er nach mehreren Verhandlungen zu einer kurzen Antwort aufgefordert wurde, die Erklärung ab: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der h. Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen überwiesen werde, — denn ich glaube weder dem Papst, noch seinen Versammlungen, weil offenbar ist, daß sie oft gefehlt haben, — so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!"

Dies sagte er mit großer Demuth, aber mit viel christlicher Freudigkeit, so daß er durch seine Rede viele Herzen gewann. Indeß wollte der Kaiser nichts von ihm wissen und erklärte ihn schon am folgenden Tage in die Reichsacht, wodurch er Freiheit und Vermögen verlieren sollte, nur dürfe er noch einundzwanzig Tage lang frei in seine Heimath reisen, denn was der Kaiser ihm zugesagt habe, das werde er halten. Luther sprach, als er dies vernahm: „Wie es dem Herrn gefallen, so ist's geschehen, der Name des Herrn sei gelobt!" Er reiste von Worms ab, und bald darauf erschien der kaiserliche Erlaß, wodurch Luther und alle seine Anhänger für Ketzer erklärt und in die Acht gethan wurden.

Kurfürst Friedrich hatte aber dafür gesorgt, daß seinem Schützling nichts Uebles widerführe. Als Luther auf der Rückreise durch den Thüringer Wald fuhr, sprengten plötzlich einige Reiter auf seinen Wagen heran, nahmen ihn heraus und führten ihn, als Ritter gekleidet, mit sich fort auf die Wartburg, wo er in der Stille lebte und Junker Georg genannt wurde. — Während die Freunde über sein räthselhaftes Verschwinden trauerten, ihn gar schon als todt beweinten, die Feinde aber jubelten, benutzte Luther die stille Abgeschiedenheit für die Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache, da bisher nur sehr fehlerhafte Uebersetzungen vorhanden waren. Auf der Wartburg vollendete Luther noch das Neue Testament und gab es im Jahre 1522 im Druck heraus; später fügte er in Wittenberg das Alte Testament hinzu. Diese Uebersetzung aus der griechischen und hebräischen Grundsprache war eine mühsame Arbeit, wobei er oft den Rath seiner gelehrten Freunde in Anspruch nahm, und sie sich zuweilen Tage und Wochen lang über einzelne schwierige Stellen beriethen. So erschien die ganze Bibel erst zwölf Jahre später in deutscher Sprache. Es war dies ein herrliches Werk, wie es bisher noch niemand geliefert hatte, und war damit einem Jeden, der prüfen wollte, wie es sich mit der Wahrheit verhielte, die Quelle des göttlichen Wortes aufgethan. „Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen," sagt Luther selbst von dieser Arbeit, „daß ich meine höchste Treue und Fleiß darinnen erzeigt und nie falsche Gedanken gehabt habe, auch nicht meine Ehre gesucht, sondern habe es zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehren dem, der droben sitzet."

---

19. Fortgang der Reformation und Luthers Ende.

Nicht Luther allein war für die evangelische Lehre aufgetreten, sondern es hatten sich ihm bald gleichgesinnte Freunde zugesellt; so besonders der gelehrte Philipp Melanchthon, ebenfalls Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg (s. Nr. 20) und Johann Bugenhagen, Pfarrer daselbst. Unter ihrer Leitung ging, während Luther in Verborgenheit lebte, das Werk der Reformation fort. Man schaffte in

Wittenberg die in lateinischer Sprache gehaltene Messe, sowie das Klosterleben ab und verwandelte die Klöster in Schulen. Da der Kurfürst fand, daß hierin Gelehrte und Volk einmüthig waren, so ließ er es geschehen und ermahnte nur, nicht unbesonnen Neuerungen einzuführen und nichts abzuschaffen, von dessen Unhaltbarkeit man sich nicht allgemein aus Gottes Wort überzeugt habe.

Dieser vorsichtige Gang erschien aber dem Doctor Karlstadt zu langsam. Er stürmte vielmehr mit den Studenten in die Wittenberger Schloßkirche und ließ Bilder, Altäre und Beichtstühle von ihnen zerstören; die Meßpriester verjagte er und wollte sie nöthigen, gleich ihm selbst in den Ehestand zu treten. Dazu hängte er sich an einige Schwärmer, die vorgaben, sie hätten besondere göttliche Offenbarungen gehabt. Hierdurch ward die Unordnung noch größer, und Niemand war im Stande, den Aufgeregten zu wehren. Da ließ sich Luther nicht mehr länger auf der Wartburg halten, wo er nun zehn Monate zugebracht hatte; er eilte im März 1522 nach Wittenberg zurück und predigte acht Tage lang so gewaltig, daß die Schwärmer weichen mußten, und die Ordnung alsbald wieder hergestellt war.

Inzwischen hatte die Reformation auch in andern Ländern Eingang gefunden. In Hessen hatte der Landgraf Philipp der Großmüthige die päpstlichen Mißbräuche abgeschafft und den Gottesdienst dem Evangelium gemäß einrichten lassen, ebenso die Markgrafen von Brandenburg in ihren Landen, dazu viele Ritter und freie Reichsstädte. Auch die Könige von Dänemark und Schweden verstatteten der neuen Lehre Eingang in diese Reiche. Dagegen wurden an andern Orten die Evangelischen verfolgt und starben mehrere als Märtyrer, besonders in den Niederlanden.

Aber auch die von Wittenberg vertriebenen Schwärmer waren unter Leitung des Thomas Münzer nicht unthätig geblieben; sie hatten sich mit den aufrührerischen Bauern zusammengethan, die wegen Ueberlast der Auflagen und der Leibeigenschaft gegen ihre Herren, die Fürsten und Adeligen, aufgestanden waren und mit Sengen und Brennen das deutsche Land verwüsteten. Zwar ermahnte

Luther die Leute, unterthänig zu bleiben und ihre Freiheit, sowie die des Evangeliums, nicht mit Waffengewalt erzwingen zu wollen, vielmehr Gott gewähren zu lassen. Aber es war umsonst; der Aufruhr wälzte sich immer gewaltiger daher, bis endlich die Fürsten ihre Heere sammelten und diesem Bauernkriege durch den blutigen Sieg bei Frankenhausen 1525 ein Ende machten, wobei fünftausend Bauern ihr Leben verloren. Münzer wurde gefangen genommen und dann enthauptet.

Während der Stürme dieses Krieges starb Luthers Landesherr, Kurfürst Friedrich der Weise, ein treuer Schirmer des Evangeliums, und ihm folgte sein Bruder Johann, der sich in seinem Eifer für die Wahrheit so standhaft bewies, daß er in der Folge den Namen „der Beständige“ erhalten hat. Unter seiner Regierung (im Juni 1525) begab sich Luther in den Stand der Ehe mit einer ehemaligen Nonne Katharina von Bora, um auch hiermit zu beweisen, daß er sich von den Satzungen der päpstlichen Kirche gänzlich losgesagt habe, und führte mit derselben zwanzig Jahre lang eine sehr glückliche Ehe. — Zwei Jahre später nahm er mit Melanchthon, im Auftrage des neuen Kurfürsten, eine Untersuchung der Kirchen und Schulen in Sachsen vor und fand dabei gar Vieles, was ihn betrüben mußte. „Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus“, schreibt er, „denn es ist unverantwortlich, daß man die Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat.“ Alsbald setzte Melanchthon eine Anweisung auf, wie die Pfarrer künftig den Gottesdienst halten und die Lehrer die Jugend unterrichten sollten; Luther aber schrieb zwei Katechismen, einen großen für die Lehrer und einen kleinen für die Schüler. — Auch die schönen, kräftigen Kirchenlieder, welche Luther selbst und mehrere seiner Freunde verfaßten, haben viel dazu beigetragen, die neue Lehre unter das Volk zu bringen und die Herzen dafür zu begeistern. So die Lieder: „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ — „Es wolle Gott uns gnädig sein,“ — „Nun bitten wir den heil'gen Geist“ u. dergl. m.

Dabei schrieb Luther noch eine große Anzahl von Schriften, in welchen er vor Hohen und Niedrigen, Gelehrten und

Ungelehrten die evangelische Wahrheit näher darlegte und vertheidigte. Er wandte sich an den Adel deutscher Nation, zeugte von der Freiheit eines Christenmenschen, der seine Seele Christo anvertraue, schrieb gegen den König von England, der sich zum Vertheidiger des Papstes aufgeworfen hatte, obwohl er selbst später die Reformation in seinem Lande veranlaßte (s. Nr. 22), und gegen den gelehrten Erasmus (s. o. S. 69), der zwar Anfangs auch gegen die Verderbtheit der Kirche, namentlich der Mönche, aufgetreten war, sich dann aber aus Furchtsamkeit der Reformation doch nicht anschloß. Dann wandte er sich gegen Karlstadt, der noch immer von seinen besonderen Meinungen, namentlich in der Lehre vom heiligen Abendmahl, nicht ablassen wollte. Auch viele Schriften zur Auslegung der Bibel und eine außerordentliche Menge von Briefen verfaßte Luther in dieser Zeit, wo sein Rath überall zur Einrichtung der Kirchen und Schulen begehrt wurde.

So nahte sein Alter heran, und wenn auch bis dahin die Feinde des Evangeliums manches Bedrohliche unternommen hatten, so blieb doch äußerlich Ruhe, solange er lebte. Er sah die Reformation im gesegnetsten Fortgang und Wittenberg zur vorzüglichsten aller Hochschulen Deutschlands herangeblüht, von wo evangelische Geistliche in alle Länder ausgingen, als er vom Grafen von Mansfeld zur Schlichtung eines Streites eingeladen wurde. Im Januar 1546 reiste er mit seinen drei Söhnen von Wittenberg ab und langte nach beschwerlicher Reise, vom Grafen freundlichst empfangen, in seiner Geburtsstadt Eisleben an. Daselbst erkrankte er und fühlte bald, daß sein Ende herannahe. „Ach Herr Gott", sprach er da, „wie ist mir so wehe, ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben. In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott!" — Darauf, als es noch schlimmer wurde, betete er herzlich und dankte Gott, daß er ihm seinen lieben Sohn Jesum Christum geoffenbart habe, an den er glaube, den er gepredigt und bekannt habe. Darauf fragte ihn der Pfarrer des Ortes: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre,

die Ihr gepredigt habt, beständig sterben?“ Da antwortete Luther deutlich: „Ja,“ und entschlief sanft am 18. Februar 1546, in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre.

Groß war die Theilnahme und das Leidwesen, als man seinen Leichnam nach Wittenberg brachte, woselbst er in der Schloßkirche begraben wurde; seine Freunde und Gehülfen Johann Bugenhagen und Philipp Melanchthon hielten ihm die Grab- und Gedächtnißrede; sie wurden vom Weinen oft unterbrochen, denn Jedermann fühlte, daß hier der größte Gottesmann geschieden sei, den die deutsche Christenheit aufzuweisen habe, ein rechter Mann nach dem Herzen Gottes, voll männlicher Kraft und demüthiger Frömmigkeit.

---

20. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands.

Unter den Gehülfen Luthers ragt durch Gelehrsamkeit und hohe Einsicht vor Allem der Mann hervor, der auch nach Luthers Tod die Reformation weiter zu führen berufen war, Philipp Melanchthon.

Er war der Sohn des Waffenschmieds Schwarzerd, im Jahr 1497 zu Bretten (in Baden) geboren. Der berühmte Gelehrte Reuchlin (s. S. 69), sein Verwandter, sah mit Vergnügen die ausgezeichneten Geistesgaben des Knaben und bestimmte ihn zum Studium, übersetzte auch nach damaliger Sitte seinen deutschen Namen in's Griechische, so daß er sich von nun an Melanchthon schrieb. Schon im dreizehnten Jahre konnte er die Universität zu Heidelberg beziehen, und im siebzehnten trat er selbst öffentlich als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache auf. Durch seine Kenntnisse, seine Beredsamkeit und sein anmuthiges Betragen that er sich bald so hervor, daß ihn der Kurfürst von Sachsen auf Reuchlins Empfehlung an die Univerfität Wittenberg berief.

Auch hier machte seine vorzügliche Gelehrsamkeit großes Aufsehen und zog Studirende aus allen Theilen von Europa dahin. Mit Luther ward er bald bekannt und vertraut, auch sein treuester Gehülfe am Reformationswerke; namentlich stand er Luthern bei der Bibelübersetzung mit seiner Gelehr-

samkeit treulich zur Seite, und jener bekannte gern von dem jüngeren Manne, daß er von Gott mit besonderen Gnaden reichlich begabt sei und die Schrift besser auszulegen verstehe, als er selbst. „Nur können wir es kaum dahin bringen," schreibt er von ihm, „daß er nicht durch sein übermäßiges Studiren seiner Gesundheit schade." Dagegen erkannte Melanchthon, wie sein älterer Freund durch Geistesmacht, Thatkraft und Glaubensmuth ihm weit überlegen war. „Luther ist Alles in Allem," rühmt er, „mit ihm kann keiner von uns Gehülfen des Werks verglichen werden." In allen Sachen, welche die Reformation angingen, wurde Melanchthon zu Rathe gezogen, und seine sanfte Weisheit lenkte es manchmal zum Besten, wenn Luther sich von allzugroßer Heftigkeit hinreißen ließ. Eine besondere Förderung erwies aber Melanchthon dem Werke dadurch, daß er zuerst (im Jahre 1521) eine christliche Glaubenslehre nach evangelischen Grundsätzen aufstellte und darin zeigte, wie „allein im Glauben an Jesum Christum, in der Hingabe des ganzen Gemüthes an ihn für den sündigen Menschen Heil sei, die Ordnungen der Kirche aber und alle Werke nur insofern heilsam seien, als sie diesen Glauben fördern." Damit hat er den Hauptgrundsatz dargelegt, wodurch sich die neue evangelische Kirche von der Werkheiligkeit der römischen unterschied. Wie Melanchthon auch zur Durchführung der Reformation im Sachsenlande mithalf, indem er nicht blos mit Luther Kirchen und Schulen untersuchte, sondern auch eine Anweisung zur Ordnung der Kirchen- und Schulsachen schrieb, haben wir bereits gehört. (S. o. S. 82.)

Die päpstlich gesinnten deutschen Fürsten hatten diesem Fortgange der Reformation nicht ruhig zugesehen, sondern auf einem Reichstage zu Speyer (1529) beschlossen, man solle die neue Lehre nicht weiter sich ausbreiten lassen, bis eine künftig zu berufende Kirchenversammlung diese Angelegenheit geordnet habe; auch dürfe die Messe nirgends gehindert werden. Gegen diesen Beschluß protestirten die evangelischen Fürsten: „weil sie dies vor Gott und ihrem Gewissen nicht verantworten könnten", und wurden seitdem „die Protestanten" genannt.

Um aber diesen Zwiespalt im Reiche aufzuheben, ordnete

der Kaiser Karl V. einen Reichstag für das folgende Jahr, 1530, zu Augsburg an. „Aller Widerwille gegen einander,“ schrieb er, „solle hier abgelegt und eines jeden Meinung gütlich angehört werden.“ Zu diesem Zwecke ließen die Evangelischen durch Melanchthon ihr Glaubensbekenntniß aufsetzen, welches in einundzwanzig Artikeln von Glaube und Lehre der Evangelischen und in sieben Artikeln von den Mißbräuchen redet, die sich in die Kirche eingeschlichen hatten. Dies Bekenntniß, die Augsburger Confession genannt, ward am 25. Juni vor dem Kaiser und den versammelten Fürsten des Reichs vorgelesen und machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung; die Gegner der Reformation, welche bisher die wunderlichsten Vorstellungen von den neuen, ketzerischen Meinungen gehabt hatten, hörten hier zu ihrem Staunen die reine biblische Lehre; die Evangelischen aber fühlten sich freudig bewegt und durch den gemeinsamen Glauben noch fester verbunden. Luther war auf diesem Reichstage nicht anwesend, weil des Kaisers Acht auf ihm lag; er schrieb aber: „Ich freue mich ausnehmend, die Stunde erlebt zu haben, in der Christus durch seine Bekenner in solcher Versammlung ist gepredigt worden in einem solchen gar schönen Bekenntniß.“ — Als hierauf die Päpstlichen eine Widerlegung dieses Bekenntnisses versuchten, verfaßte Melanchthon eine noch umfangreichere Vertheidigungsschrift desselben, Apologie genannt, welche aber der Kaiser nicht annehmen wollte. Aergerlich über den mißlungenen Einigungsversuch, befahl er vielmehr beim Abschied des Reichstags, „daß ein Jeder bei der römisch-katholischen Religion zu verbleiben habe, und wer dawider handle, in die Acht erklärt werden solle.“

Die hierdurch bedrohten evangelischen Fürsten schlossen sich deshalb in einem Bündniß zu Schmalkalden (am Thüringer Wald) noch enger zu gegenseitigem Schutze an einander. Wirklich brach auch der Kaiser bald nach Luthers Tod 1546, nachdem er seine auswärtigen Kriege beendigt hatte, mit einem Kriegsheere gegen die Evangelischen los, und da diese mit einem gemeinsamen Angriff auf ihn zu lange zögerten, so überwand er in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe 1547 den Kurfürsten von Sachsen, Jo-

hann Friedrich, den Sohn Johanns des Beständigen, und nahm ihn, sowie den Landgrafen Philipp von Hessen gefangen. Nachdem er so die Häupter der Protestanten in seine Gewalt bekommen hatte, versuchte er die Religionseinigung, die bisher nicht gelungen war, mit Gewalt durchzuführen. Er ordnete an, was die Evangelischen künftig zu lehren und wie sie ihren Gottesdienst, dem päpstlichen ähnlich, wieder einzurichten hätten. Weil diese Ordnung nur bis dahin gelten sollte, wo durch eine allgemeine Kirchenversammlung die kirchlichen Wirren geschlichtet sein würden, so nannte man sie „das Interim“ (d. i. das Inzwischen oder Einstweilen).

Dieser Gewissenszwang seiner Glaubensgenossen bewegte indeß das Herz des Herzogs Moritz von Sachsen, der, obgleich evangelisch, bisher zum Kaiser gehalten hatte. Plötzlich, im Jahr 1552, brach er gegen den Kaiser los, so daß dieser sich nur mit Noth aus Innsbruck flüchten konnte und die gefangenen Fürsten freigeben mußte. Da Kaiser Karl endlich selbst einsah, daß er das Reich nicht anders zur Ruhe bringen könne, so schloß er im Jahre 1555 mit den Evangelischen den Religionsfrieden zu Augsburg, wonach den päpstlichen sowohl als den protestantischen Glaubensgenossen freie Religionsübung im ganzen deutschen Reiche zugestanden wurde, „damit Fürsten und Unterthanen so friedfertig zusammen leben könnten“.

Schon unter den Schrecken dieses Krieges, der „Schmalkaldische“ genannt, hatte der sanfte, ängstliche Melanchthon viel gelitten, mußte aber noch andere schwere Kämpfe durchfechten, welche ihm die Streitsucht der Gottesgelehrten bereiteten. Denn er war den strengen Nachfolgern Luthers zu mild und nachgiebig, auch wurde seine Meinung von ihnen öfters als nicht rechtgläubig heftig angefochten, was den edlen Mann auf's tiefste kränkte und für die Eintracht der Kirche ernstlich besorgt machte. Unter solchen Streitigkeiten wurde er im Jahre 1560 aus diesem Leben abgerufen. Sterbend ermahnte er noch seine Kinder und Enkel: „Seid fromm und gehorsam, so wird Gott euch segnen.“ Seine letzten Worte waren: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein.“ — In der Folge wurden seine hohen Ver-

dienste um das Wohl der evangelischen Kirche gebührend anerkannt und ihm deßhalb der Ehrenname „Lehrer Deutschlands" beigelegt.

Schon bald nach dem Beginne der Reformation war der Papst um Berufung einer allgemeinen freien Kirchenversammlung angegangen worden, welche den Frieden der Kirche wiederherstellen sollte. Anfangs hatte derselbe gar nicht darauf eingehen wollen, und als endlich 1545 die Versammlung zu Trient in Tyrol dennoch zu Stande kam, so wurde das Begehren der Evangelischen fast gar nicht beachtet; denn die Versammelten waren sämmtlich Anhänger des Papstes oder von diesem ganz abhängig. Die Lehren und Ordnungen der päpstlichen Kirche wurden daher feierlich bestätigt, und nach mancher Unterbrechung schloß diese große Kirchenversammlung drei Jahre nach Melanchthons Tode (1563) mit der Verdammung aller Ketzer in hundertfünfunddreißig Bannflüchen, welche namentlich gegen die Lehre der Protestanten gerichtet waren.

---

21. Ulrich Zwingli und Johann Calvin, die Reformatoren der Schweiz.

Fast gleichzeitig mit Luther hatte sich in der Schweiz ein anderer Gottesmann gegen die Irrthümer der päpstlichen Kirche erhoben.

Zu Maria-Einsiedeln, einem hochberühmten Wallfahrtsorte, über dessen Pforte geschrieben stand: „hier ist vollkommener Ablaß für die Sünden," fing im Jahr 1516 der dortige Pfarrer Ulrich Zwingli an, auf Jesum Christum als den einzigen Mittler hinzuweisen und auf das Lesen der heiligen Schrift zu dringen. Seine Predigten und Schriften wirkten so gewaltig auf das Volk, daß er bald darauf zum Pfarrer an der großen Münsterkirche in Zürich berufen wurde.

Gleich bei seinem Amtsantritte daselbst (1518) erklärte er, „daß er mit Gottes Hülfe seine Gemeinde im wahren christlichen Glauben unterweisen wolle, nicht nach Menschenlehre, sondern allein aus der heil. Schrift, zu Ehren Gottes und des Heilandes." Als auch hier ein Ablaßkrämer, Bernhardin Samson, seine Waare feilbieten wollte, predigte

Zwingli so eindringlich dagegen, daß man Samson gar nicht in die Stadt einließ, und der Rath von Zürich allen Seelsorgern aufgab, „von jeder Menschensatzung in ihren Predigten zu schweigen und nur vorzubringen, was sie aus dem Worte Gottes beweisen könnten". So bereitete sich hier die Reformation alsbald im Großen vor, und die päpstlich Gesinnten vermochten nicht dawider aufzukommen. Das zeigte sich recht, als im Jahr 1523 der Rath, auf Zwingli's Bitten, ein öffentliches Religionsgespräch in Zürich anordnete, wozu Zwingli seine Lehre in siebenundsechzig Artikeln aufgestellt hatte. In diesen bezeichnet er das Evangelium als die einzige Heilslehre, Christum, den Gekreuzigten, als den einzigen Weg zur Seligkeit und verwirft deßhalb die Messe, die Anrufung der Heiligen, die weltliche Macht der Geistlichen und des Papstes, die Lehre vom Ablaß und vom Fegefeuer. Die Einwendungen, welche der Abgesandte der Päpstlichen dagegen vorzubringen wußte, waren so unhaltbar, und Zwingli zeigte sich ihm so sehr überlegen, daß von da an das Werk der Reformation zu Zürich immer rascher voranging. Doch schaffte man nichts Altes ab und setzte nichts Neues ein, was nicht zuvor durch die Predigt in den Herzen der Gläubigen geordnet gewesen wäre. Im folgenden Jahre schon wurde die Messe abgestellt, die Bilder aus den Kirchen entfernt und der Gottesdienst vereinfacht, ohne daß der geringste Widerstand sich dagegen erhob. Auch trat nun Zwingli in den Ehestand mit Anna Reinhard, einer ehrbaren Wittwe. Man begann auch hier die Bibel in's Deutsche zu übersetzen und eine strenge Zucht der Sitten dem göttlichen Worte gemäß einzuführen; unzüchtige Leute wurden aus der Stadt verwiesen und Lasterhafte entfernt.

War so der Gang der Reformation in der Schweiz dem von Luther angeregten ganz ähnlich, so hatte doch Zwingli in einem Punkte die Lehre der Schrift anders aufgefaßt als der deutsche Reformator. Während nämlich Luther die Worte des Herrn bei der Einsetzung des heil. Abendmahls: „das ist mein Leib", buchstäblich verstand, sagte Zwingli: „sie heißen so viel als: das bedeutet meinen Leib." — Der Landgraf Philipp von Hessen, dem viel daran lag, daß die evangelisch Gesinnten in allen Stücken einig würden,

lud daher Luther und Zwingli im Jahr 1529 auf sein Schloß zu Marburg zu einem Religionsgespräche ein. Hier verständigten sich die beiden Reformatoren zwar über Manches, konnten aber über jenen einen Lehrpunkt nicht einig werden, und wenn sie gleich mit gegenseitiger Achtung sich von einander trennten, so blieben doch in der Folge die beiden Bekenntnisse geschieden, und nannten sich die Evangelischen in der Schweiz Reformirte, während die Anhänger von Luthers Lehre als Lutheraner bezeichnet wurden.

Von Zürich aus verbreitete sich die reformirte Lehre in andere Landschaften der Schweiz, vornehmlich nach Bern, Basel und Genf. Aber wie sich die Bekenner der reinen Lehre mehrten, so stieg auch die Erbitterung der Päpstlichen, namentlich in Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden. Hier schlossen sie ein Bündniß gegen die Evangelischen, und bald brach der offene Krieg aus. Zwingli selbst zog, auf Wunsch des Rathes als Prediger mit ins Feld. Ehe aber die Evangelischen ihr Heer noch recht gesammelt hatten, kam es am 11. October 1531 bei Cappel zur Schlacht. Dort unterlagen die zwölfhundert Züricher der Uebermacht von achttausend Päpstlichen, und Zwingli selbst fiel unter den Ersten. Dreimal erhob er sich wieder, dann sank er mit den Worten nieder: „Sie können wohl den Leib, aber nicht die Seele tödten!" Er lag auf dem Rücken und hob Augen und Hände betend zum Himmel; so fanden ihn die Feinde. „Willst du beichten und zur heiligen Jungfrau beten?" rief ihm ein Kriegsknecht, das Schwert in der Hand, entgegen. Zwingli schüttelte das Haupt; da durchstach ihn der Soldat. Sein Leichnam ward geviertheilt, verbrannt und die Asche in den Wind gestreut.

Das Werk aber, das er in seinem Lande begonnen, sollte alsbald ein Anderer mit kräftiger Hand weiter führen: Johann Calvin. — Dieser jüngste der Kirchenerneuerer stammt aus Frankreich und ist am 10. Juli 1509 zu Noyon geboren. Da er für den geistlichen Stand bestimmt war, so schickte ihn sein Vater schon früh zur Erziehung nach Paris, wo er eifrig studirte. Als er dort durch einen Freund mit der Bibel bekannt wurde, fand er bald den Widerspruch zwischen dem, was ihm bisher seine Lehrer

gesagt hatten, und der Schriftlehre so groß, daß er sich lieber der Rechtswissenschaft, als der Gottesgelehrsamkeit zuwenden wollte. Er gab alle Unterstützungen auf, die ihm bisher dafür gereicht wurden, kehrte aber dennoch später zu diesem Studium zurück. Sein hoher Geist und seine tiefe Gelehrsamkeit zeichneten ihn so aus, daß er schon als zweiundzwanzigjähriger Jüngling in den wichtigsten Sachen zu Rathe gezogen wurde und sich die Schwester des Königs von Frankreich, Margaretha von Navarra, zur Beschützerin erwarb. Da er sich aber immer entschiedener für die reformirte Lehre aussprach, so mußte er 1534 aus Frankreich weichen und begab sich in die Schweiz nach Basel. Hier vollendete er das vortrefflichste seiner Werke, ein Lehrbuch der christlichen Religion, „christliche Unterweisung" genannt, worin er den evangelischen Glauben auf's gründlichste darstellte. Der erst neunundzwanzigjährige Mann erwarb sich dadurch den Namen eines großen Gottesgelehrten, zog sich aber auch so viele Feinde zu, daß er weder in Italien, wo er sich einige Zeit aufhielt, noch in Frankreich, Ruhe vor ihren Nachstellungen fand. Er beschloß daher, nach Basel zurückzukehren. Sein Weg führte durch die Stadt Genf in der französischen Schweiz. Hier war die Reformation eben eingeführt worden, und einer der Geistlichen bat ihn, als sein Gehülfe da zu bleiben. Das schien ihm ein schweres Werk; er wollte sich daher lange nicht erbitten lassen, bis ihm jener donnernd zurief: „So verkündige ich dir im Namen des Allmächtigen, daß der Fluch Gottes auf dir ruhen wird, da du nicht Christi, sondern deine Ehre suchest." Das traf Calvins Seele wie ein Blitz; er blieb und faßte nun als Pfarrer und Professor die Reformation der Stadt auf's ernsteste an.

In der blühenden Handelsstadt Genf herrschte viel Ueppigkeit und Leichtsinn. Calvin, welcher mit der christlichen Zucht an sich selbst den entschiedensten Ernst machte, bestimmte den Rath der Stadt dazu, eine Kirchenordnung zu erlassen, wonach jeder, der offenbar unchristlich lebte oder beharrlich Aergerniß gäbe, vom heiligen Abendmahl und von der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und bei fernerer Widersetzlichkeit aus der Stadt verbannt werden sollte. Mit

unbeugsamer Beharrlichkeit bestand Calvin darauf, daß Hoch und Niedrig sich dieser Ordnung unterwarf, und so zeichnete sich die Stadt bald nicht blos durch Sittenstrenge aus, sondern sie galt auch als das Muster aller reformirten Gemeinden in der Schweiz und in Frankreich und als die Zufluchtsstätte Aller, die um des Glaubens willen aus andern Ländern vertrieben wurden. Calvins Name wurde überall mit Ehrfurcht genannt.

Doch stand Vielen in der Stadt diese Strenge der Sitten und dieser Ernst des Lebens nicht an; sie vereinigten sich, um den Urheber dieses Druckes aus der Stadt zu entfernen, und als Calvin zu Ostern 1538 dem unbußfertigen Volke das heil. Abendmahl verweigerte, verwies der Rath ihn wirklich aus der Stadt. Er erklärte, „es sei besser, Gott gehorchen, als den Menschen, von denen er auch nichts erwarte,“ schüttelte den Staub von seinen Füßen und ging. In Straßburg, wo Luthers Lehre inzwischen Eingang gefunden hatte, fand er ehrenvolle Aufnahme und wirkte dort in solchem Ansehen, daß viele Reformirte aus Frankreich dahin kamen. Auch verheirathete er sich daselbst.

Indessen erkannten die Genfer bald, was sie gethan hatten. Es brachen Unordnungen in der Stadt aus, die nur Calvins kräftige Hand hätte niederhalten können, und welche die Päpstlichen zu einem Versuche benutzten, die Stadt wieder katholisch zu machen. Da bat man Calvin, doch wieder zurückzukehren, und dieser hatte auch, trotz des Unrechts, das ihm dort geschehen war, nie aufgehört, die Genfer auf dem Herzen zu tragen. „Er könne nicht ablassen, seine Gemeinde zu lieben,“ schreibt er, „wie seine eigne Seele, dieses Genf, welches ihm Gott anvertraut, und dem er Treue und Glauben halten müsse.“ Doch machte er strenge Bedingungen für seine Rückkehr: „Schafft erst die herrschenden Sünden weg,“ gebot er, „und führt Kirchenzucht ein, damit das Laster nicht in ungestrafter Frechheit bei euch wohne. Was hilft es sonst, die Wölfe abhalten, wenn die Heerde durch ansteckende Seuche von innen verzehrt und zu Grunde gerichtet wird?“ — Alles dies wurde ihm versprochen, und so zog er nach drei Jahren (1541) im Triumphe wieder in die Stadt ein.

Das Erste, was er hier that, war die Aufstellung von Gesetzen über die Kirchenzucht. Ein aus Geistlichen und Kirchenältesten zusammengesetztes Gericht sollte über Reinheit der Lehren und Sitten wachen und Jedermann verbunden sein, sich demselben zu unterwerfen. Mit scharfen Strafen wurde alles unordentliche und gotteslästerliche Wesen verfolgt, zweimal sogar die Todesstrafe über solche verhängt, welche der Gotteslästerung und der Irrlehre angeklagt waren. Diese Strenge zog indeß Calvin viele Angriffe und Vorwürfe zu. Er aber fuhr mit seiner reformatorischen Thätigkeit unermüdet fort, schrieb einen Katechismus zur Unterweisung der christlichen Jugend und viele andere Schriften, diente der Stadtobrigkeit mit seinem Rathe, die ihn in allen wichtigen Fällen, auch in Staatsangelegenheiten, befragte, und sammelte eine große Anzahl lernbegieriger Jünglinge um sich, die er zu Geistlichen ausbildete, so daß Genf die berühmteste Universität der Reformirten und eine Saatschule des Evangeliums für Frankreich und die Niederlande wurde.

Calvins kränklicher Körper konnte aber diese übergroße Anstrengung nicht auf die Dauer aushalten; große Schmerzen kündigten ihm an, daß sein Abscheiden nicht mehr fern sei. Er sah dem Tode mit großer Ruhe entgegen, ermahnte noch den an seinem Bette versammelten Rath zur Treue gegen Gottes Wort, zum Ernst, zur Liebe und Eintracht, und starb am 27. Mai 1564. Die ganze Stadt trauerte um ihn. „Der Staat," berichtet sein Freund Beza, „vermißte seinen weisesten Bürger, die Kirche beklagte den Verlust des treuesten Dieners, die Schule den Hingang eines solchen Lehrers; unter Thränen sahen Alle des gemeinschaftlichen Vaters und Trösters sich beraubt."

Calvin stimmte mit den deutschen Reformatoren in den wichtigsten Stücken überein und liebte vor allen Melanchthon, mit dem er in beständigem Briefwechsel stand. In der Lehre vom heil. Abendmahle kam er der lutherischen Kirche näher, als Zwingli; doch unterschied er sich durch den Lehrsatz: „Gott habe von Anfang an einige Menschen zur Seligkeit erwählt, andere nicht." — In der Folge gewann dieser

große Mann ein ähnliches Ansehen in der gesammten reformirten Kirche, wie Luther in der lutherischen.

22. Erzbischof Cranmer und Johann Knox, der Reformator in Schottland.

England und Schottland bildeten zur Zeit der Reformation zwei getrennte Königreiche. Im ersteren regierte damals Heinrich VIII., der wegen seines Schriftstreites mit Luther (s. o. S. 83) den Titel: „Vertheidiger des katholischen Glaubens" vom Papste erhalten hatte. Später veruneinigte er sich mit dem Papste und entzog demselben allen Einfluß auf die englische Kirche, zu deren Oberhaupt er sich selbst ernennen ließ. Obgleich der König hiermit nicht die Reformation im Lande einführen wollte, vielmehr die Zeugen der Wahrheit mit Feuer und Schwert verfolgen ließ, so bildete diese Trennung vom Papste hier doch den Anfang der Kirchenerneuerung. Der Mann aber, welcher dieselbe vorzüglich weiter führte, war der Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer.

Er war, nachdem er in England studirt hatte, nach Deutschland gekommen und hatte hier Luthers Lehre kennen gelernt, auch selbst fleißig in der Bibel geforscht; so hatte er sich von der Richtigkeit der päpstlichen Lehre überzeugt und hielt es für Pflicht, ein reineres Christenthum in seinem Vaterland einzuführen. Doch mußte er wegen des Hasses, den der König noch immer gegen Luther hegte, sehr langsam und vorsichtig dabei zu Werke gehen. Erst nach Heinrichs Tod (1547) gewann er freiere Hand; denn der junge König Eduard VI. war ganz nach den Grundsätzen der Reformation erzogen und hatte ihnen gerne Herz und Sinn geöffnet. Cranmer konnte nun tüchtige evangelische Lehrer und Prediger in's Land berufen, welche den Samen des Wortes Gottes reichlich ausstreuten. Leider starb aber Eduard früh (1553), und seine katholische Schwester Maria, die Gemahlin des Königs Philipp II. von Spanien (s. u. S. 98 ff.), kam auf den Thron. Diese „blutige Maria", wie sie das Volk später nannte, wollte die inzwischen evangelisch gewordenen Engländer mit Gewalt

wieder zum Papstthum zurückführen. „Die schwarze Seele der Ketzer könne nur mit Blut gereinigt werden," sagte man, und so wurden Ketzergerichte angeordnet und zahlreiche Opfer zur Schlachtbank geführt.

Auch Cranmer ward gefangen genommen, und man wendete alle Mittel an, um ihn zum Papstthum zurückzuführen. Nach dreijähriger Gefangenschaft entschloß sich der alte hinfällige Mann auch wirklich, eine Schrift zu unterzeichnen, worin er bekannte, „daß er geirrt habe und sich künftig der katholischen Kirche unterwerfen wolle." Man hatte ihm vorgespiegelt, er könne sich damit das Leben erkaufen, als er aber trotzdem zum Tode geführt wurde, ermannte er sich wieder, bat Gott öffentlich um Vergebung seiner Sünde und bezeugte vor allem Volk, daß er nur aus Schwäche und Todesfurcht jenes Bekenntniß unterschrieben habe. Dann hielt er zuerst die rechte Hand in's Feuer, damit diese, die jene Schrift unterzeichnet hatte, „zuerst Strafe leide," und bald darauf verzehrten die Flammen seinen Leib. So starb er, siebenundsechzig Jahre alt, im Jahre 1556. — Er hatte sich durch seine große Mildthätigkeit viele Liebe erworben, namentlich hatten die flüchtigen Protestanten immer Herberge bei ihm gefunden. Dabei war er stets bescheiden und freundlich trotz seines hohen Ranges. Zum Wappen hatte er sich einen Pelikan erwählt, der sich in die Brust beißt, um die Jungen mit seinem Blute zu nähren.

Sein Beispiel ermunterte Viele, gleichfalls für das Zeugniß der Wahrheit ihr Leben zu wagen, und so wurden in seinem Todesjahre allein fünfundachtzig Protestanten hingerichtet. — Zwei Jahre nach ihm starb die blutige Maria unbeweint, und ihren Thron nahm nun ihre protestantische Stiefschwester Elisabeth ein, welche in ihrer langen Regierungszeit die Reformation der englischen Kirche völlig durchführte. Es wurde ein Glaubensbekenntniß in neununddreißig Artikeln aufgesetzt, welches wesentlich die Lehren der reformirten Kirche enthält; auch wurde eine Uebersetzung der Bibel in die englische Sprache besorgt; doch blieb der Gottesdienst mit reicheren Formen ausgestattet, als es sonst bei den Reformirten üblich ist; ferner wurden auch die Bischöfe beibehalten, so daß die eng-

liche Landeskirche, zum Unterschied von kleineren Parteien, welche die Gewalt der Bischöfe als unbiblisch verwerfen, als „die bischöfliche“ bezeichnet wird.

Unter den evangelischen Predigern, welche Erzbischof Cranmer zu den Zeiten des Königs Eduard berufen hatte, befand sich auch ein junger Schotte, Johann Knox (spr. Nox), welcher mit besonderer Kraft ausgerüstet war. Er stammte aus achtbarer Familie und war 1505 geboren. Als sich der Jüngling heranbildete, waren schon einzelne Zeugen für die neue Lehre in seinem Vaterlande aufgetreten, aber als Ketzer bald verbrannt worden. Diese Ereignisse und das Studium der Schrift, welchem sich Knox auf der Universität zuwendete, regten seinen hellen Verstand und seine eisenfeste Willenskraft zu dem Entschlusse auf, selbst als Glaubensverbesserer aufzutreten.

Er fing an, ohne Scheu das reine Evangelium zu predigen und die Widersacher zu bekämpfen. Schon hatte sich seine Gemeinde bedeutend gemehrt, als er durch einen Ueberfall der Franzosen gefangen genommen und zwei Jahre lang in Ketten geschmiedet, zu hartem Schiffsdienst gezwungen wurde. Aber auch „als gebundener Knecht Christi“ schrieb er von seiner Ruderbank aus noch Ermahnungen zur Standhaftigkeit an die Gläubigen in Schottland. Nach seiner Befreiung begab er sich nach England und wirkte hier durch gewaltige Predigten zur Einführung der Reformation mit. Namentlich drang er auf die Rückkehr zur apostolischen Einfachheit der Kirche und ihrer Diener. — Der Tod des jungen Königs Eduard machte hier seinem Wirken ein Ende; vor dem blutigen Regimente der Königin Maria zog er sich nach Genf zurück, wo ihn Calvin mit Freuden aufnahm. Hier und in Frankfurt a. M. wirkte er als Prediger der geflüchteten Engländer, bis es ihm im Jahr 1554 vergönnt ward, in sein Vaterland heimzukehren.

Daselbst hatte sich nach harten Verfolgungen eine Vereinigung der Protestanten, „der Bund Christi“, gebildet, welcher das Recht freier Religionsübung erlangte und sogleich den feurigen Prediger Knox zurückberief. Dieser begann nun so gewaltig gegen die Messe und den Bilderdienst zu eifern, daß die aufgeregte Menge die Bilder in den Kirchen

zerstörte, die Klosterschätze wegnahm und die Meßpriester mißhandelte; ja es kam selbst zum offenen Kampfe des Bundes gegen die königlichen Truppen. Aber Knox ließ darum nicht ab, sondern verlangte immer stürmischer die Reinigung des Tempels Gottes, obgleich man drohte, ihn von der Kanzel herunter zu schießen. „Mein Leben steht in der Hand desjenigen, dessen Ehre ich suche", erwiderte er und schwieg nicht, bis der reformirte Gottesdienst eingeführt, das Papstthum völlig abgeschafft und die Abhaltung der Messe bei Todesstrafe verboten war. Statt der bischöflichen Gewalt, wie sie in England bestehen blieb, wurde hier die Regierung durch die Kirchenältesten angeordnet.

Erst nachdem dies Alles geschehen war, kehrte im Jahr 1561 die junge Königin Maria (Stuart) aus Frankreich als neunzehnjährige Wittwe in ihr Land zurück. Sie war sehr schön und liebreizend, aber unerfahren, leichtsinnig, an dem katholischen, ränkevollen französischen Hofe erzogen, wo sie gewohnt war, von Schmeichlern umgeben zu sein. So mißfiel sie schon gleich bei ihrem ersten Auftreten den ernsten schottischen Protestanten, und namentlich Knox eiferte unerbittlich gegen ihre leichtfertigen Sitten, sowie gegen die Einführung des katholischen Gottesdienstes am Hofe. Wie einst Elias gegen Jesabel, predigte er laut gegen die „abgöttische Königin". Vergebens machte ihm Maria deshalb Vorwürfe; er versicherte die Königin seiner Unterwürfigkeit, „so lange sie im Dienste der Wahrheit bleibe; aber die Freiheit des Evangeliums dürfe auch sie nicht hindern; er wolle es vielmehr dahin bringen, daß beide, Fürst und Unterthanen, Gott gehorchen." Die Königin entfremdete sich indeß durch eine Reihe von unbesonnenen Handlungen die Herzen des Volkes gänzlich. Sie heirathete, trotz allen Abrathens, einen ausschweifenden Mann, mit dem sie unglücklich lebte, und als sie nach dessen Ermordung gar den Mörder ehelichte, brach offene Empörung gegen sie aus. Ihre Heere wurden geschlagen und sie selbst gefangen genommen. Zwar entfloh sie, Schutz suchend, zur Königin Elisabeth von England, diese aber ließ sie nach einer neunzehnjährigen Gefangenschaft enthaupten. Unter der Herrschaft ihres Sohnes Jacob befestigte sich dann die protestantische Kirche in Schottland vollständig.

Knox sah noch sein Werk hier vollendet. Als ein vom Schlage gelähmter Greis ließ er sich im Jahr 1572 zum letzten Male in die Kirche tragen, um von der Gemeinde Abschied zu nehmen und ihr seinen Nachfolger vorzustellen. „Er habe nie das Seine gesucht," bezeugte er hier, „sondern was Christi sei," und ermahnte Alle, der guten Sache treu zu bleiben. Einige Tage nachher starb er, siebenundsechzig Jahre alt. Als sein Sarg in's Grab gesenkt war, rief der Regent des Landes: „Hier liegt der Mann, der sich nie vor eines Menschen Angesicht fürchtete."

---

23. Prinz Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande.

In die Niederlande war die Reformation schon unter Kaiser Karl V. eingedrungen. Dieser aber verfolgte alle Anhänger des neuen Glaubens nachdrücklichst; bei fünfzigtausend Menschen ließ er hier um ihres Glaubens willen umbringen. Nachdem er die Herrschaft über diese Lande an seinen Sohn Philipp II., König von Spanien, abgegeben hatte, erklärte dieser: „er wolle lieber alle seine Staaten und hundertmal das Leben verlieren, als die geringste Veränderung in Glaubenssachen dulden", und so setzte er nicht nur ein Ketzergericht ein, welches auf's grausamste verfuhr, sondern unterdrückte auch mit tyrannischer Gewalt die Rechte und Freiheiten des niederländischen Volkes. In dieser doppelten Noth bot sich diesem ein mannhafter Vertheidiger in dem Prinzen von Oranien dar.

Prinz Wilhelm war im Jahr 1533 zu Dillenburg in Nassau von evangelischen Eltern geboren, aber schon als Knabe an den Hof Kaiser Karls V. gekommen, welcher ihn sehr lieb gewann und katholisch erziehen ließ. Der junge Prinz entwickelte sich körperlich und geistig auf's herrlichste; er zeigte einen so durchdringenden Geist und solche Festigkeit, daß der Kaiser schon dem zweiundzwanzigjährigen Jüngling den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in den Niederlanden anvertraute; dabei verstand er auch alle Staatsgeheimnisse so gut in seinem Herzen zu bewahren, daß man ihm den Namen „Der Verschwiegene" bei-

legte. Sein Wahlspruch war: „Ruhig in stürmenden Wogen.“ Da ihm ansehnliche Herrschaften in den Niederlanden und in Frankreich zugefallen waren, von deren einer er den Namen Prinz von Oranien trug, so gehörte er zu den begütertsten und angesehensten Adeligen der Niederlande.

Dieser Mann erhob (im Jahr 1566) mit seinen Freunden, den Grafen Egmont und Horn, ernstliche Einsprache gegen die Bedrückung des niederländischen Volks. Doch bewirkten sie damit nur, daß die früher öffentlichen Verfolgungen und Hinrichtungen nun im Geheimen vollzogen wurden; meist band man die Verurtheilten zusammen, setzte sie in Wasserbütten und ersäufte sie. Da vereinigten sich gegen vierhundert Adelige, um bei der Statthalterin zu Brüssel, einer nahen Verwandten des Königs, die Abstellung solcher Ungerechtigkeiten und namentlich jenes Ketzergerichts zu erbitten. Als sie sich in feierlichem Zuge näherten, wurden sie von den Spaniern spottweise „die Geusen“, d. i. Bettler genannt, sie selbst aber nahmen dies als einen Ehrentitel an, „weil sie dem König treu seien bis zum Bettelsacke,“ daher erwählten sie denn auch einen Bettelsack zum Abzeichen ihres Bundes. Auch das Volk wurde nun aufgeregt und strömte in großen Schaaren den evangelischen Predigern zu, die unter freiem Himmel auftraten, weil ihnen die Kirchen verschlossen blieben. Endlich drang man aber auch in diese ein und zerstörte die Bilder, die Orgeln und den Kirchenschmuck; lüderliches Gesindel raubte dabei die Kostbarkeiten der Kirchen und Klöster.

Von diesen Unruhen erschreckt, gab die Statthalterin nun den Vorstellungen des Prinzen Wilhelm Gehör, stellte das Ketzergericht ein und erlaubte den Protestanten das Predigen. Dafür suchte nun auch Wilhelm nach Kräften die Ordnung wieder herzustellen. Aber König Philipp war über diese Nachgiebigkeit sehr ungehalten. Er schwur „bei der Seele seines Vaters allen Uebelthätern strenge Bestrafung“ und hatte dabei besonders den Prinzen im Auge, den er haßte. Darum sandte er seinen zwar tapferen, aber höchst grausamen Feldherrn, den Herzog Alba, mit einem spanischen Heere nach den Niederlanden. Doch auch Prinz Wilhelm rüstete sich mit seinem jüngeren Bruder Ludwig,

um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Damals schrieb ihre zärtlich besorgte, fromme Mutter aus Dillenburg: „Mit großer Bekümmerniß sehe ich die Gefahren, die euch umringen; Gott wolle euch beschützen und beschirmen, daß ihr nichts berathet und thut, was wider Gottes Wort und eurer Seelen Seligkeit ist. Bittet den himmlischen Vater, daß er euch durch seinen heiligen Geist erleuchte und euch vor allen Dingen das Ewige lieben lehre.“ — Als nun Alba in's Land kam, die Herrschaft an sich nahm und sogleich einen Blutrath einsetzte, welcher „die Ketzer und Feinde des Königs“ bestrafen sollte, zog sich Prinz Wilhelm vorerst nach Dillenburg zurück. Seine Freunde Egmont und Horn hatte er vergeblich gewarnt; sie blieben, wurden alsbald ergriffen und (1568) auf dem Markte zu Brüssel enthauptet; ihnen folgte noch eine große Anzahl, so daß fast kein Tag ohne Hinrichtung vorbeiging. „Eher sollte das ganze Land eine Wüste werden,“ schwur Alba, „als daß ein Ketzer ferner darin geduldet würde.“

Da sich so die anfängliche Unterdrückung der bürgerlichen Freiheiten immer mehr zu einer Religionsverfolgung umgestaltete, so hatte Wilhelm von Oranien in seiner stillen Zurückgezogenheit zu Dillenburg Ursache und Muße genug, sich auch eingehender mit den Glaubensangelegenheiten zu beschäftigen. In der Unruhe seines bisherigen Hof- und Weltlebens war er noch nicht zum festen Entschlusse gekommen, auf welche von beiden Seiten er treten solle, nun aber wandte er sich immer ernstlicher dem Evangelium zu, so daß sein Bruder über ihn berichten konnte: „Wilhelm gewinnt von Tag zu Tag größere Neigung zur Predigt des göttlichen Wortes und befleißigt sich, täglich aus der Schrift sich zu erbauen.“ Ein reformirter Prediger aus Frankreich, der sich bei ihm aufhielt, berieth den Prinzen noch weiter und erweckte in ihm namentlich die Vorliebe für die reformirte Kirche. Als ihm nun im Jahre 1568 sein Sohn Moritz geboren wurde, ließ er denselben evangelisch taufen, obgleich er selbst noch nicht aus der katholischen Kirche ausgetreten war. In demselben Jahre erschien auf dem Schlosse zu Dillenburg eine Gesandtschaft der Niederländer, welche den Prinzen zur Rettung ihrer Nation von der Tyrannei

des Herzogs Alba anrief. Wilhelm versprach seinen Landsleuten kräftigsten Beistand und begann mit äußerster Anstrengung seines Vermögens ein Heer auszurüsten, „um dem reinen Worte und Dienste Gottes in den Niederlanden wieder Raum zu machen.“ Das Kriegsglück war ihm Anfangs nicht günstig, und desto schlimmer hauste darum der triumphirende Herzog Alba. Die Auflagen wurden vermehrt, den Protestanten überall nachgespürt, um sie zum Tode zu führen; das ganze Land seufzte unter dem furchtbaren Drucke. Da versuchte Prinz Wilhelm einen Angriff vom Meere aus. Er ließ Schiffe rüsten und eroberte damit mehrere Städte, während Alba in anderen, die in seine Gewalt fielen, noch greulicher verfuhr, als seither, so daß, als er nach sechs Jahren wieder nach Spanien zurückkehrte, er sich rühmen konnte, in dieser Zeit achtzehntausend Menschen hingerichtet zu haben.

Nun erst (im Jahr 1573) trat Prinz Wilhelm feierlich zur reformirten Kirche über, die in den Niederlanden die verbreitetste war. „Ich bin bereit“, schrieb er damals, „mich ganz in die Hand des Allmächtigen zu geben, damit er mich leite, wohin er will. Ich sehe wohl, daß mir beschieden ist, dieses Leben in Trübsal und Arbeit hinzubringen, was ich mir gerne gefallen lasse, da es der Allmächtige so will; denn ich weiß, daß ich noch größere Züchtigung verdient habe. Ich flehe nur zu ihm, er wolle mir Kraft zusenden, daß ich geduldig ausharre.“

Der Krieg ging indeß mit wechselndem Glücke fort; aber die Grausamkeit der Spanier wandte das Herz der Niederländer mehr und mehr vom Könige ab. Sieben Provinzen verbanden sich im Jahr 1579 durch des Prinzen Wilhelms Bemühungen, sagten dem Könige allen ferneren Gehorsam auf, ertheilten dem Prinzen von Oranien die oberste Gewalt in ihrem neuen Staate und bestimmten, daß in demselben einer jeden christlichen Kirche volle Freiheit gewährt sein solle.

Der König von Spanien ergrimmte über diese Vorgänge so sehr, daß er den Prinzen in die Acht erklärte, „weil er das Feuer der Empörung angezündet habe und ein Feind des Christenthums sei; wer ihn um's Leben bringe, dem

verspreche der König fünfundzwanzigtausend Thaler Belohnung, Freisprechung von allen begangenen Missethaten und den Adelstand für sich und seine Familie.“ Angelockt durch diese Versprechungen, fanden sich bald Mörder ein, und nach mehreren mißglückten Versuchen gelang es 1584 dem Franzosen Gerard, der mit dem Morde eines Ketzers ein gutes Werk zu thun meinte, durch drei vergiftete Kugeln den Prinzen zu erschießen. Er sank mit den Worten: „O mein Gott, erbarme dich meiner Seele und dieses armen Volkes.“

Tief war die Trauer um diesen ausgezeichneten Mann. „Er hat“, schrieb sein Bruder, „gleich Moses das gelobte Land nur in der Ferne geschaut, nicht betreten dürfen; nun ist er aus dem irdischen Jammerthal zur ewigen Freude erhoben.“ — Sein Lebenswerk wurde indeß durch seinen damals erst achtzehnjährigen Sohn Moritz kräftig weiter geführt; denn dieser zeigte sich bald als einen der größten Feldherrn und machte die sieben vereinigten Provinzen von Spanien gänzlich unabhängig. Nur der südliche Theil der Niederlande, das heutige Belgien, blieb in den Händen des Königs Philipp, der kurz darauf an einer schrecklichen Krankheit starb; die vereinigten holländischen Provinzen aber blühten unter ihrem Erbstatthalter Moritz herrlich auf, gewannen durch Handel und Schifffahrt Reichthum und Ansehen, und ihr Land blieb eine Burg der reformirten Kirche.

24. Heinrich von Navarra und seine Bluthochzeit.

In Frankreich, dem Vaterlande Calvins, war Luthers Lehre ebenfalls früh verbreitet worden und fand besonderen Schutz bei des Königs Schwester Margarethe von Navarra (s. o. S. 91). Schon als Luther auf dem Reichstag zu Worms erschien, gab es in einzelnen Städten Frankreichs kleine Gemeinden von Evangelischen, die aber bald unter dem Schimpfnamen „Hugenotten“ blutig verfolgt wurden. Man errichtete einen eigenen Gerichtshof, die Feuerkammer, welche auf's härteste gegen alle Stände und Alter verfuhr, die der Ketzerei verdächtig schienen. Dafür wurden aber die Freunde des Evangeliums mächtig ge-

stärkt durch den frommen und gelehrten Theodor Beza, den Freund und Nachfolger Calvins (s. o. S. 93), der ihre Sache selbst vor dem Könige freimüthig vertheidigte.

Unter einer Reihe von schwachen, einander rasch folgenden Königen hatten sich die Glaubensangelegenheiten nach und nach so mit den Staatssachen verwickelt, daß ein langwieriger Religionskrieg ausbrach. Hierbei erkämpften sich zwar die Reformirten das Recht der Duldung ihres Gottesdienstes, allein die gegenseitige Erbitterung ließ es nicht zum rechten Frieden kommen. Namentlich faßte die Mutter des erst vierzehnjährigen Königs Karl IX., die den schlimmsten Einfluß auf ihren Sohn übte, mit König Philipp von Spanien immer neue Pläne zur Vertilgung des evangelischen Glaubens. Dagegen stand Johanna von Navarra, die Tochter jener königlichen Beschützerin Calvins (s. o. S. 91), dessen Schülerin sie auch selbst geworden war, eine höchst edle, mit dem Evangelium wohlvertraute Frau, kräftig auf Seiten ihrer bedrängten Glaubensgenossen. Als in einer unglücklichen Schlacht ihr Hauptführer gefallen und ihr Muth gebrochen war, begab sich Johanna mit ihrem fünfzehnjährigen Sohne Heinrich und dem Sohne des gefallenen Führers zum Heere der Protestanten und sprach: „Hier, meine Freunde, giebt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe.“ Das ganze Heer schwur nun Treue den neuen Führern und Schutz den Waisen, und als ihr väterlicher Berather stellte sich der edle Admiral Coligny (spr. Colinji), — der Schwiegervater Wilhelms von Oranien, ihnen zur Seite. Er führte in ihrem Namen das Heer so glücklich an, daß er im Jahr 1570 einen Frieden zu Stande brachte, in welchem den Protestanten Freiheit des Gottesdienstes, der Zutritt zu allen Staatsämtern und zu den öffentlichen Schulen zugesichert, alle früheren Erlasse gegen sie aber aufgehoben werden mußten. Zur Sicherung dieses Friedens sollte Heinrich von Navarra die Königs-Schwester Margarethe heirathen. Heinrich, ein kräftiger Jüngling, hatte bisher ferne von dem verweichlichten und ausschweifenden Hofe des Königs gelebt und durch seine treffliche Mutter eine sorgfältige Erziehung und gelehrte

Bildung empfangen; er trug im gesunden Leibe eine gesunde Seele, voll edler Begeisterung für Wahrheit und Recht. Nur mit schwerem Herzen gab daher seine Mutter ihre Zustimmung zu dieser Heirath und schrieb ihrem Sohne darüber: „Deine Braut ist wohlunterrichtet und von gutem Benehmen, aber in den verruchtesten Umgebungen aufgewachsen, eben darum wünsche ich dich mit ihr zu verheirathen, damit ihr euch bei Zeiten aus dieser Verderbniß retten könnt. Sie ist ärger, als ich dachte; du würdest ohne die besondere Gnade Gottes hier nicht durchkommen; man legt es darauf an, dich Gott und deiner Mutter abtrünnig zu machen."

Mitten in den Zurüstungen zur Hochzeit starb die besorgte Mutter, vermuthlich von den Feinden vergiftet. Heinrich war tief erschüttert, und die Vermählungsfeier mußte deshalb etwas hinausgeschoben werden. Als aber am 24. August 1572 die Festlichkeiten in vollem Gange waren, und die angesehensten Protestanten sich zu diesem Versöhnungsfeste in Paris eingefunden hatten, ließ der König Nachts um 12 Uhr das Zeichen dazu geben, daß die heimlich verbündeten Katholischen über die arglosen Protestanten der Stadt herfallen sollten, um sie alle zu ermorden und so mit Einem Male dem evangelischen Glauben in Frankreich ein Ende zu machen. Bald ertönten die Sturmglocken, die Straßen wurden mit Ketten gesperrt, und die Mordbanden stürzten mit wildem Geschrei nach den Wohnungen der Evangelischen. Der ehrwürdige Admiral Coligny wurde aus dem Bette aufgeschreckt, ahnte, was ihm bevorstand, und sprach: „Längst habe ich auf den Tod mich vorbereitet. Ich befehle mich Gottes Barmherzigkeit." Schon hörte man draußen Waffengeklirr und das Röcheln von Sterbenden; die Thüre ward aufgestoßen, und die Mörder drangen herein. Zu ihrem Anführer sprach der alte, kranke Mann: „Jüngling, du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren! Aber thue mit mir, wie du willst." Da stieß ihm dieser den Degen in den Leib. Hierauf warf man den Leichnam durch's Fenster auf die Straße. Nun ward das Morden allgemein. Die aus ihren Betten aufgeschreckten Protestanten fielen wehrlos; sogar der König soll auf die Flüchtigen geschossen haben. „Tödtet, Tödtet!" rief er

seinen Leuten zu. Gebrüll der Würger, Angstgeschrei der Fliehenden, Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden erfüllten die Luft; dazu trieb man noch seinen Spott mit den Leibern der Erschlagenen. Von der Hauptstadt wälzte sich dann das Morden in die Provinzen, und so sind vierzig- bis fünfzigtausend Evangelische gefallen bei dieser „Bluthochzeit“, wie man den grauenvollen Tag von nun an nannte. — Mitten im Blutbade ward der junge Heinrich zum Könige gerufen und ihm die Wahl gelassen zwischen dem Tod und der Rückkehr zur katholischen Kirche; in der Angst wählte er das Letztere.

Als der Papst von diesen Ereignissen hörte, ließ er Freudenschüsse abfeuern und ordnete ein Dankfest an, aber die übrige Welt sprach ihren tiefen Abscheu gegen diese entsetzliche That aus. Der König Karl IX. starb bald danach, von Gewissensbissen gequält, und hörte in den schlaflosen Nächten immer wieder das Schreien und Röcheln der Gemordeten.

Die entronnenen zersprengten Protestanten sammelten sich indeß wieder, und der erbitterte Krieg begann von Neuem. Heinrich, der vom Hofe entflohen war, trat wiederum als kühner Heerführer an ihre Spitze. Lange wogte der Kampf hin und her, bis der König von der katholischen Partei, mit der er uneins geworden war, ermordet wurde. Dadurch war Heinrich rechtmäßiger Erbe des Throns geworden, den er sich aber erst erkämpfen mußte. In der Feldschlacht war er zwar glücklich, aber die Hauptstadt Paris konnte er nicht gewinnen, weil die aufgeregte Menge darin lieber Hungers sterben, als einen Ketzer zum Könige annehmen wollte. Leider bequemte sich Heinrich dazu, ihrem Begehren nachzugeben, und trat im Jahr 1593 öffentlich zur katholischen Kirche über; danach wurde er feierlich als König von Frankreich gekrönt, als welcher er den Namen Heinrich IV. führte. Für seine bisherigen Glaubensgenossen erließ er im Jahr 1598 einen Schutzbrief, das Edict von Nantes (spr. Nant), wodurch den Reformirten freie Religionsübung und gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken eingeräumt wurden; „denn ich bin als König zugleich der Hirte meines Volks“, erklärte Heinrich, „und will nicht das Blut meiner Schafe vergießen, will sie vielmehr mit Sanftmuth sammeln.“

Von da an regierte er das Land väterlich und segensreich, so daß er sich die Liebe seiner Unterthanen in vollem Maße erwarb; nur die katholischen Eiferer konnten ihm die Begünstigung der Protestanten nicht verzeihen. Ein Mönch Namens Ravaillac (spr. Rawalljak) vermeinte darum ein Gott gefälliges Werk zu thun, wenn er den ketzerischen König aus dem Wege räume, schlich sich bei einer feierlichen Ausfahrt desselben an seinen Wagen heran und stieß ihm ein zweischneidiges Messer in's Herz. So starb im Jahr 1610 Frankreichs bester König, um den sein ganzes Volk trauerte.

Hundert Jahre später hob der tyrannische und sittenlose König Ludwig XIV. den Schutzbrief Heinrichs wieder auf und bedrängte die Reformirten wiederum auf's härteste, so daß damals fünfzigtausend reformirte Familien Frankreich verließen, um sich nach England und Deutschland zu flüchten. Andere hielten heimlich in den Wüsten ihren Gottesdienst, oder sie mußten in den Gefängnissen schmachten. Noch Andere, namentlich die Bewohner des Cevennengebirges (spr. Sevennen), griffen zu den Waffen und führten abermals einen blutigen Religionskrieg gegen die übermächtigen königlichen Heere. Es gelang dem König während seiner zweiundfünfzigjährigen Regierung, trotz aller Verfolgungen, dennoch nicht, den evangelischen Glauben in seinem Reiche ganz auszurotten, und nach der Revolution erhielten die Reformirten in Frankreich wieder gleiche Rechte mit den Katholiken.

25. Gustav Adolf, König von Schweden.

In Deutschland war mit dem Augsburger Religionsfrieden (s. o. S. 87) doch keine rechte Eintracht der beiden Bekenntnisse erlangt worden, sondern es entstanden fortwährend Reibungen zwischen Evangelischen und Katholischen.

Zur Rückführung der Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche hatte sich ein neuer Orden gebildet, die Jesuiten. Sie wollten die päpstliche Herrschaft allenthalben wieder aufrichten und befestigen und wendeten zur Erreichung dieses — wie sie meinten — guten Zweckes alle möglichen Mittel an; sie brachten es dahin, daß ihre Ordensglieder als Beichtväter die Fürsten beriethen, und suchten die Menge

durch den reichen Schmuck ihrer Kirchen herbeizulocken, um sie dann durch nachsichtiges Verfahren in der Beichte für sich zu gewinnen; sie nahmen die Erziehung der Jugend in die Hand und gewannen dann die Talentvollsten für ihre Ordensgesellschaft. Dadurch erlangten sie einen mächtigen Einfluß auf die Regierung und die Bevölkerung der Länder und thaten der evangelischen Kirche, namentlich in Oesterreich, großen Abtrag, machten sich aber auch durch ihre Anmaßungen bei Protestanten und Katholiken verhaßt.

Besonders waren die Jesuiten darüber ungehalten, daß den Evangelischen in Böhmen freie Religionsübung versprochen worden war. Als daher der von ihnen erzogene Kaiser Ferdinand II. auf den Thron kam, brach hier zuerst der offene Kampf im Jahr 1618 aus, der zu einem fürchterlichen, das ganze Deutschland verheerenden, dreißigjährigen Religionskriege wurde. Zwar hatten sich die evangelischen Fürsten ebenso wie die katholischen in einem Bündnisse zu gegenseitigem Schutze vereinigt, aber die schwächeren Evangelischen unterlagen den gewaltigen Heeren des Kaisers, welche von den berühmten Generalen Tilly und Wallenstein befehligt wurden.

Da erweckte Gott einen frommen Helden aus fernem Lande, sich der bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen. Es war Gustav Adolf, König von Schweden. In diesem Lande war die Lehre Luthers durch einen Vorfahren des Königs eingeführt worden, und das ganze Volk bekannte sich zu derselben. Gustav Adolf, 1594 in Stockholm geboren, war ein gelehrter, tapferer und frommer Mann, der seine Umsicht und Tapferkeit schon in manchem glücklichen Kriege gezeigt hatte. Er war von hohem Wuchse und wohlbeleibt; seine breite Stirne, die Adlernase und die großen, grauen, sprechenden Augen hatten etwas Ehrfurcht Gebietendes. Ebenso kräftig und kühn, wie sein Körper, war der Geist. Dabei führte er eine wohltönende Rede, war furchtbar im Ernst, aber bezaubernd in seiner Freundlichkeit und voll guter Zuversicht in der Gefahr. So schien er zum Herrscher geboren.

Da die kaiserlichen Truppen auch die Grenzen von Schweden bedrohten, erklärte Gustav Adolf dem Kaiser den Krieg

und schiffte mit einem kleinen Heer im Jahr 1630 nach Deutschland herüber. Am Ufer kniete der König nieder und betete: „Ich danke dir, o Gott, von innerstem Grund meines Herzens, daß du mich auf dieser gefahrvollen Reise so gnädig beschützt hast; da du weißt, daß dieser Kriegszug nicht meinetwegen, sondern als zu deiner bedrängten Kirche Trost und Hülfe abgesehen ist, so bitte ich dich, du wollest uns auch ferner Gnade und Segen verleihen!“ Als seine Genossen hiervon bis zu Thränen gerührt wurden, sprach er zu ihnen: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet. Je mehr Betens, je mehr Siegs; fleißig gebetet ist halb gefochten.“ Dies blieb denn auch der Wahlspruch während des ganzen Kriegs. — Das schwedische Heer konnte aber nur langsam vorrücken, weil ihm die evangelischen Fürsten mit Mißtrauen begegneten, und deßhalb geschah es, daß die von Tilly hartbedrängte Stadt Magdeburg nicht mehr rechtzeitig erreicht wurde. Nach tapferem Widerstand wurde dieselbe erobert, geplündert und zerstört. „Was für ein Jammer, Elend und Noth da gewesen ist,“ schreibt ein Augenzeuge, „kann nicht ausgesprochen werden. Dreiundfünfzig Weibern, die sich in die Domkirche geflüchtet hatten, wurden die Köpfe abgehauen, verlassene Kinder suchten ihre Eltern, viele saßen neben den Leichen derselben und riefen kläglich: o Vater, o Mutter! andere schrieen, fast verhungert, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.“ Die Zahl der Umgekommenen betrug zwanzig- bis dreißigtausend.

Nun erst kamen die evangelischen Fürsten zur Besinnung und schlossen sich eiligst an Gustav Adolf an. Bei Leipzig traf derselbe auf Tilly's Heer. Dieser sprach in seinem Kriegsrathe zuversichtlich: „Ketzer haben noch nie gesiegt in der Feldschlacht.“ Gustav Adolf aber vertraute dem Herrn, für dessen Ehre und Lehre er streite. „Gott mit uns!“ riefen die Schweden, als sie in den Kampf stürzten; „Jesus Maria!“ war das Feldgeschrei der Kaiserlichen. Nach wenigen Stunden aber flohen diese, und Tilly ward zum ersten Male in seinem Leben aus dem Felde geschlagen. Er floh mit seinem Heere nach Baiern, wo er bald nachher in der Schlacht fiel. Gustav Adolfs Name aber war nun in Aller Mund; das evangelische Volk drängte sich allenthalben herzu, seinen Er-

retter zu sehen, so daß der bescheidene Mann der übermäßigen Verehrung Einhalt thun mußte.

Ueberall siegreich, durchzog der schwedische Held die Länder am Main und Rhein und drang tief in Oberdeutschland vor. Da berief der Kaiser in höchster Noth seinen andern großen Feldherrn Wallenstein, um ein neues Heer zu rüsten. Nach langem, zögerndem Hin- und Herziehen stellte sich dieser bei Lützen, unweit Leipzig, am 6. November 1632 den Schweden zur Schlacht entgegen. Gustav Adolf ließ sein Feldlied anstimmen: „Verzage nicht, du Häuflein klein, obschon die Feinde Willens sein, dich gänzlich zu zerstören. Tröste dich nur, daß dein' Sach' ist Gottes, dem befiel die Rach' und laß allein ihn walten." — Ohne Panzer, im ledernen Rocke ritt er hierauf durch die Reihen der Krieger und rief: „Nun wollen wir in Gottes Namen dran. Jesu, Jesu, laß' uns heut' zur Ehre deines Namens streiten!" Dann brach die Schlacht los. Der König eilte, wo es noth schien, zu Hülfe, kam aber, da er kurzsichtig war, den feindlichen Reitern zu nahe, und sofort durchbohrten Schüsse seinen Arm und Rücken. Unter dem Schmerzensruf: „Mein Gott, mein Gott!" sank er vom Pferde und starb in den Armen eines Edelknaben. — Die siegreichen Schweden fanden den Leichnam ihres Königs, seiner Waffen beraubt, unter dem Haufen anderer Leichen. Es war ein theuer erkaufter Sieg, ein unersetzlicher Verlust für die Evangelischen! Zwar traten andere tapfere Heerführer an die Stelle Gustav Adolfs, und der Krieg ging noch lange mit abwechselndem Glücke fort, allein keiner vereinte Tapferkeit und Frömmigkeit so sehr, wie er; auch mischten sich immer mehr die Staatshändel in den Krieg ein, und die Heere wurden immer zuchtloser.

Endlich trat eine allgemeine Erschöpfung ein. Die Länder waren verwüstet, Städte und Dörfer lagen in Asche, die verarmten Einwohner litten bittern Hunger; man sehnte sich überall nach Frieden. Dieser kam denn auch im dreißigsten Jahre nach dem Ausbruch des Kriegs, 1648, zu Münster in Westfalen zu Stande. In diesem „westfälischen Frieden" wurden beiden Theilen, Katholischen und Evangelischen (zu denen diesmal ausdrücklich auch die

Reformirten neben den Lutheranern gerechnet wurden), gleiche Rechte im Reich zugesprochen und über den Besitz der Kirchengüter ein Abkommen getroffen.

Obgleich der Papst diesen Frieden nicht gelten lassen wollte, so wurde er dennoch nach längeren Verhandlungen allgemein angenommen, und Deutschland begann, sich langsam von den unsäglichen Kriegsdrangsalen zu erholen.

---

26. Philipp Jacob Spener, ein Pfleger der Frömmigkeit, und August Hermann Francke, der Waisenvater.

Die ersten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs erlebte noch ein Mann, der durch seine trostvollen Schriften nicht nur eine Erquickung für jene Tage bot, sondern der evangelischen Kirche für alle Zeiten zum Segen wurde: Johannes Arnd. Er selbst hatte sich an den Schriften Bernhards von Claravallis (s. Nr. 14), Taulers und Thomas von Kempen (s. Nr. 16) fleißig erbaut und sich dadurch auch zum Studium der Gottesgelehrsamkeit bestimmen lassen. Darnach predigte er an verschiedenen Pfarrstellen, zuletzt zu Celle, als Generalsuperintendent des Fürstenthums Braunschweig-Lüneburg, so erbaulich, daß man wohl siebzig Meilen weit reiste, um ihn zu hören. Im Mai 1621 hielt er seine letzte Predigt über Psalm 126, V. 5 u. 6: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Ahnungsvoll sagte er beim Nachhausekommen: „Ich habe jetzt meine Leichenpredigt gethan," und wirklich starb er nach acht Tagen mit dem Ausruf: „Nun habe ich überwunden." — Bei Lebzeiten ward er vielfach angefeindet und falscher Lehre verdächtigt, aber seine geistreichen Bücher sind bis heute die Tröster vieler Seelen geblieben, vor Allem die Bücher „vom wahren Christenthum," mit kurzen Betrachtungen über das, was dem Christen noth ist, und das „Paradies-Gärtlein voll christlicher Tugenden," eine Sammlung von Gebeten zur Uebung des wahren Christenthums.

An diesen Schriften erquickte sich nächst der Bibel am liebsten ein frommer Jüngling, Philipp Jacob Spener, welcher während der Kriegsstürme 1635 im Elsaß geboren war. Von seinen gottesfürchtigen Eltern wurde er früh

schon dem Dienste des Herrn bestimmt, und je mehr der Knabe heranwuchs, desto deutlicher sahen sie ein, wie sehr er für den geistlichen Stand passe. Er war sanften Sinnes und von zarter Gewissenhaftigkeit. In den Wissenschaften machte er so rasche Fortschritte, daß er schon in seinem sechzehnten Jahre die Universität zu Straßburg besuchen konnte. Hier bemühte er sich nicht blos um das Fortschreiten im Wissen, sondern auch um einen unsträflichen Sinn und Wandel, so daß er sich des Sonntags nur mit geistlichen Dingen beschäftigte und mit seinen Freunden erbauliche Gespräche führte. Nach vollendetem Studium machte er mehrere Reisen, um mit erleuchteten christlichen Männern bekannt zu werden, und wurde dann (1663) zum Pfarramte nach Straßburg berufen. Hier fand er eine fromme und liebevolle Gattin, die mit Klugheit und Treue seinem Hause und seinen elf Kindern vorstand, sodaß dieser Hausstand erbaulich für Jedermann geführt wurde.

Es war damals, nach der Verwüstung der Länder durch langen Krieg, auch eine traurige Verwüstung der Kirche durch fortwährende gehässige Lehrstreitigkeiten eingetreten. Die Erforschung der Schrift wurde vernachlässigt, und selbst von den Kanzeln trug man dem Christenvolke die unnützen Streitfragen der Gelehrten vor, statt es aus Gottes Wort zu erquicken. Da wirkte denn Speners schlichte, biblische Predigtweise, verbunden mit seiner eifrigen Frömmigkeit, auf's nachdrückliche. Bald erhielt der erst einunddreißigjährige Mann einen Ruf nach Frankfurt a. M. als Vorsteher der dortigen Geistlichkeit. Aber in seiner Bescheidenheit wollte er eine so ansehnliche Stellung nicht eher annehmen, als bis er sich überzeugt habe, daß dieser Ruf von Gott komme. Er trug daher die Sache zuerst den Universitätslehrern vor, und nach deren Entscheidung nahm er die Stelle an.

Auch in Frankfurt wirkten seine herzlichen, sich genau an die Bibel haltenden Vorträge höchst anregend auf die ganze Stadt. Man drängte sich zu seiner Kirche, um seine Predigten und seinen Katechismusunterricht zu hören. Auch richtete er zuerst die Confirmandenstunden und die feierliche Confirmation ein, die vorher nicht überall in

der evangelischen Kirche Brauch war. Weiter bemühte er sich um ein fleißigeres Lesen und Forschen in der Schrift und hielt zu diesem Zwecke in seinem Hause „fromme Versammlungen“, worin man die Bibel las und zu christlichem Wandel ermunterte, empfahl auch solche Bibelstunden seinen auswärtigen Freunden.

Zwanzig Jahre hatte Spener hier im Segen, aber nicht ohne mancherlei Anfeindungen seiner neuen Einrichtungen gewirkt, als ihn der Kurfürst von Sachsen, der ihn auf der Durchreise zu seiner großen Erbauung hatte predigen hören, zu seinem Oberhofprediger nach Dresden berief. Es war dies die höchste Stelle in der deutschen lutherischen Kirche, darum berieth sich Spener auch über diesen Ruf mit bewährten Männern und hielt dann im Jahre 1686 seine erste Predigt zu Dresden. Der Kurfürst gestand darnach: „Er habe nie geglaubt, daß ihm ein Mensch das Herz so rühren könne.“ Aber auch hier nahmen Viele Anstoß an des Predigers offener Sprache und Rüge der Zeitgebrechen, und lange machten diese Streitigkeiten ihm das Leben sauer. Seine Anhänger, die sich auch hier zu Frömmigkeits-Versammlungen vereinigten, wurden mit dem Spottnamen: „Pietisten“ belegt, während sich die andern Rechtgläubige nannten. Indeß wirkte Speners Bemühen auch heilsam auf die Universität Leipzig ein, wo jüngere Gottesgelehrte, wie August Hermann Francke, die Bibel gründlich in den Ursprachen zu studiren und unter Gebet zu besprechen anfingen.

Allein auch der Kurfürst war von dem Ernste, womit Spener bei ihm auf gründliche Bekehrung drang, verletzt worden und ließ es daher gern geschehen, als der Kurfürst von Brandenburg denselben 1691 nach Berlin berief. Obgleich hier der Hof sich zur reformirten Kirche hielt, so fand doch Speners mildes Wesen überall segensreichen Eingang; auch zeigte er, ganz anders als seine Zeitgenossen, Duldsamkeit gegen die reformirten Brüder. „Denn“, meinte er, „der Herr Jesus müßte ein armer König sein, wenn er keine anderen Genossen seines Gnadenreiches haben sollte, als die in den engen Grenzen der sogenannten lutherischen Kirche lebten.“ Durch seinen Einfluß geschah es, daß die

rasch erblühende Universität Halle gestiftet und mit tüchtigen, in seinem Geiste wirkenden Männern besetzt wurde. — So war Spener siebzig Jahre alt geworden und starb, wie er gelebt hatte, im Frieden, nachdem er sich das Hohepriestergebet Joh. 17 mehrmals hatte vorlesen lassen, im Jahr 1715. Zum Leichentext hatte er sich bestellt Röm. 8, 10: „So aber Christus in euch ist, so ist zwar der Leib todt um der Sünde willen, der Geist aber ist das Leben, um der Gerechtigkeit willen.“ Sein Andenken blieb im ganzen Vaterlande im Segen.

Unter den nach Halle berufenen Schülern und Nachfolgern Speners zeichnete sich besonders August Hermann Francke aus. Er war siebenundzwanzig Jahr jünger, als jener, im Jahr 1663 zu Lübeck geboren und früh verwaist. Auch ihn erbaute, nächst der Bibel, Arnds „Wahres Christenthum“ am meisten. In seinen Studien zeichnete er sich besonders in der hebräischen Sprache aus. Doch kam es bei ihm erst später, bei dem Ausarbeiten einer Predigt über Joh. 20, 31, zu gründlicher Herzensbekehrung. „Mir kam mein ganzes bisheriges Leben vor Augen, wie einem, der auf einem hohen Thurme die ganze Stadt übersieht“, sagte er davon. „Erstlich konnte ich gleichsam die Sünden zählen, aber bald öffnete sich auch die Hauptquelle, nämlich der Unglaube oder bloße Wahnglaube, womit ich mich bisher betrogen hatte.“ Darüber gerieth nun Francke in große Angst und bat Gott auf den Knieen und mit Thränen um Rettung. Er ward erhört, indem er in seinem Herzen alsbald der Gnade Gottes in Christo versichert ward und mit freudiger Gewißheit sich erheben konnte. „Von der Zeit an“, versichert er, „ist es mir mit dem Christenthum rechter Ernst geworden und leicht, alles ungöttliche Wesen zu verleugnen.“

Auch er war wegen seiner biblischen Vorlesungen vielfach als Neuerer angefeindet und sogar mehrmals von seiner Stelle vertrieben worden*), bis er als Pfarrer und Professor in Halle (im Jahr 1692) einziehen konnte. Während er an der Universität in Speners Weise Vorlesungen und

*) In solcher Lage verfaßte er das Lied: „Gott Lob! ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet.“

Bibelstunden hielt und auf ein strenges und einfaches Leben drang, hatte er in seiner sehr verwilderten Gemeinde viel Sorge um die Armen und Verkommenen. Er begann deßhalb mit den Bettlern, die Donnerstags in sein Haus kamen, um ihr Almosen zu empfangen, zu beten und die christliche Lehre zu besprechen, um ihnen so neben dem leiblichen auch geistliches Brod zu reichen. Um eine Armenschule errichten zu können, sammelte er Gaben in einer Opferbüchse, die er in seiner Studirstube mit der Ueberschrift angebracht hatte: „So Jemand dieser Welt Güter hat und sieht seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm? Ein jeder aber gebe nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." (1. Joh. 3, 17 u. 2. Kor. 9, 7.)

Eines Tags legte Jemand vier und einen halben Thaler auf einmal in die Büchse, da rief Francke: „Das ist ein ehrlich Kapital, damit kann man etwas anfangen." Und nun begann er die Gründung der Schule, die bei der Vermehrung der Gaben zu einem Waisenhause erweitert werden konnte. Erst ward nur ein kleines Haus für neun Waisen angekauft, aber bald mehrten sich mit dem Bedürfniß auch die Gaben. Sein Landesherr selbst, der König von Preußen, steuerte zum Neubau reichlich bei und so entstand das große Hallische Waisenhaus, welches mit seiner Buchhandlung, Druckerei, Apotheke, dem Waisenversorgungshause und seinen Schulen aller Art einen eigenen Stadttheil bildet, und worin unzählige Kinder kostenfrei erzogen wurden. Es trägt die Inschrift: „Fremdling, was du erblickst, hat Glaube und Liebe vollendet. Ehre des Stifters Geist, glaubend und liebend wie er." Dabei steht der Spruch: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft." Jes. 40, 31.

Francke's Körper unterlag endlich den vielen Anstrengungen, er starb, vierundsechzig Jahre alt, 1727 und ruhete von seiner Arbeit, aber seine Werke folgen ihm nach*).

---

*) Ein treuer Schüler Francke's war der 1720 als Hofprediger und Oberpfarrer nach Wiesbaden berufene Egidius Günther Hellmund, der ein Waisenhaus daselbst gründete und in demselben biblische Wochenandachten hielt. Er wirkte bis 1794 segensreich für Stadt u. Land.

27. Der Liederdichter Paul Gerhard und die Kurfürstin Louise Henriette von Brandenburg.

In die traurigen Lehrstreitigkeiten, wie sie nach dem dreißigjährigen Kriege in der evangelischen Kirche Deutschlands ausgebrochen waren und namentlich zwischen den beiden evangelischen Bekenntnissen, dem lutherischen und reformirten, geführt wurden, finden wir auch einen Mann verwickelt, der uns durch seine herzlichen und erbaulichen Lieder besonders werth geworden ist.

Paul Gerhard, 1606 in Sachsen geboren, war im Jahr 1657 Hülfsprediger in Berlin geworden. Hier bekannte sich der Landesherr mit seinem Hofe zur reformirten Kirche, während die Stadt lutherisch war. Der milde Fürst, Friedrich Wilhelm, „der große Kurfürst von Brandenburg“, suchte den Zwiespalt zwischen beiden Bekenntnissen aufzuheben; er bewies beiden nicht blos gleiche Duldung, sondern versuchte auch, alle evangelischen Glaubensgenossen zu Einer Kirche zu vereinigen. Das schien aber den eifrigsten Geistlichen eine strafbare Lauheit; sie fingen daher an, auf's heftigste selbst von den Kanzeln dagegen zu streiten. „Wir verdammen die Calvinisten und Katholiken“, erklärte ein berliner Prediger; „mit Einem Worte: Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht.“ Da der Streit sich nicht gütlich schlichten ließ, so erschien eine landesherrliche Verordnung gegen alles Verketzern und Beschimpfen beider Parteien, „damit endlich Friede werde“. Alle Geistlichen sollten sich zur Einhaltung dieses Gebots bei Strafe der Absetzung verpflichten. Gerhard, ein frommer und milder Mann, hatte sich bisher nicht an dem Streite betheiligt, allein er wollte in zarter Gewissenhaftigkeit nichts thun, was einer Verleugnung seines lutherischen Glaubens auch nur ähnlich sähe, und darum lieber sein Amt aufgeben, als jene Verpflichtung unterschreiben. Da dies seine Gemeinde erfuhr, erhob sie sich einmüthig und richtete eine Bittschrift an den Kurfürsten um Belassung ihres Geistlichen, „der nie gegen die Reformirten geredet, geschweige sie geschmäht, sondern Alle zum wahren Christenthume geführt habe.“ Wirklich wurde Gerhard auch von jener Unterzeichnung befreit, „weil nie eine Klage gegen ihn gekommen sei.“ So

gerne dieser nun auch den Rest seines Lebens bei seiner lieben Gemeinde verbracht hätte, so fürchtete er doch den nagenden Wurm des Gewissens, wenn er sich anders behandeln lasse, als seine übrigen Amtsgenossen, und verzichtete 1667 freiwillig auf seine Stelle. Die Gemeinde aber erhielt ihn so lange, bis er eine andere Pfarrei in Sachsen erlangt hatte. Unter den mancherlei Verwicklungen und Nöthen dieser Zeiten verfaßte er, sich selbst und Anderen zum Troste, das Lied: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege deß, der den Himmel lenkt.“ Im Ganzen hat die evangelische Kirche über 100 Lieder von ihm empfangen, die nächst denen von Luther die herrlichsten sind, voll tiefer Frömmigkeit, inniger Demuth und rührender Herzlichkeit. Welchen Eindruck sie schon gleich hervorbrachten, beschreibt ein Zeitgenosse Gerhards: „Seine Gedichte führen eine solche Geistesfülle und Kraft mit sich, daß ich sie selten von den Leuten habe ohne Thränen singen sehen. Sie übten eine solche Macht auf Personen verschiedener Glaubensbekenntnisse, daß mehrere um ihretwillen sich zur lutherischen Kirche hielten. Ich selbst bekenne, daß ich so sehr von ihnen ergriffen bin, daß ich täglich meine Erbauung aus ihnen halte, und so fühle ich nicht allein, sondern mit mir bekennen es und werden es bekennen Alle, die der deutschen Zunge kundig sind, denn es ist eine ganz sonderliche Kraft und Rührung darinnen.“

In Sachsen stand Gerhard noch sieben Jahre lang im Amte, zwar unter mancherlei Schwierigkeiten, aber immer von Gottes Gnade getragen. Kurz vor seinem Ende schrieb er seinem Sohne: „Nachdem ich nunmehr das siebzigste Jahr meines Alters erreicht und dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in Kurzem aus dieser Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gelebt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir erwiesen hat. Daneben bitte ich von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen. Meinem Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich nicht wird zu schämen haben. Er weiß, daß ich ihn von zarter

Kindheit an dem Herrn zu eigen gegeben, daß er ein Diener seines heiligen Wortes werden soll. Dabei bleibe er und kehre sich nicht daran, daß er nur wenig gute Tage dabei habe, denn dazu weiß der liebe Gott schon Rath und kann die äußere Trübsal mit innerer Herzenslust und Freudigkeit ersetzen. Bete fleißig, studire etwas Ordentliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst du auch einmal sterben fröhlich und selig. Amen." So schied der fromme Mann auch selbst sanft zum himmlischen Erwachen im Jahr 1676.

Neben ihm haben sich noch Viele, und zwar namentlich in dieser Zeit der Trübsale, durch herzliche Glaubens- und Trostlieder bekannt gemacht. So sang Georg Neumark das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — damals sich selbst zum Troste, als er gänzlich verarmt war und sogar seine Geige, die er sehr werth hielt, hatte versetzen müssen. Er saß in höchster Noth zu Hamburg, als ihn ein schwedischer Herr unvermuthet in seine Dienste nahm. Mit der von diesem erhaltenen Besoldung eilte er sogleich hin, sein Instrument wieder auszulösen, und das erste Lied, das er unter Vergießung vieler Thränen dazu sang, war wieder: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — bis zum letzten Verse: „Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu und trau' des Himmels reichem Segen, so wird er bei dir werden neu."

Auch eine Fürstin aus dem Oranischen Stamme hinterließ gar trostreiche Kirchenlieder: Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg. Sie war 1627 in Holland geboren und von früher Kindheit an mit vieler Sorgfalt in der Gottesfurcht erzogen. An ihrem neunzehnten Geburtstag trat sie in die Ehe mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem sie aber erst in sein Land folgte, nachdem sie ihren kränklichen Vater bis zum Tode gepflegt hatte. Ihre Ehe war eine durch viel Unglück geprüfte, sie trug aber dies Alles in herzlicher Demuth. „Wenn der Herr Jesus noch auf der Erde ginge", sagte sie oft ihrem Seelsorger, „so wollte ich mich noch mehr demüthigen, noch mehr ihn anflehen, noch mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein; aber was ich leiblich nicht

thun kann, das will ich im Geist und im Herzen thun in der gewissen Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hohepriester und treuer Heiland sei, der Mitleid habe und helfen werde." Hierbei war sie äußerst wohlthätig gegen Arme und Elende, obgleich sie darin nie genug gethan zu haben meinte und ihre Werke als „unvollkommene, unreine Opfer" bezeichnete, wie „Granatäpfel voll verfaulter Kerne.

Zum Tode bereitete sie sich früh und sah ihm getrost entgegen. „Ich bin zwar", sagte sie einst, „eine Fürstin, jung, geliebt, und habe Alles, was die Welt mit Lust anschauet; aber was mein Alter anbelangt, wie wenig Jahre mögen noch meines Lebens sein? Ueber zwanzig Jahre würde mir die Zeit ebenso kurz vorkommen, als jetzt. Auch hundertunddreißig Jahre waren dem Jacob kurz und böse! Dazu lebt man entweder in Gott, und also achtet man dieser Welt nicht mehr; oder man lebt nach dieser Welt, und solches Leben ist rechter Tod, und je länger man lebt, je mehr Uebels sieht, thut und leidet man. Und was das Uebrige anlangt, was ist unser ganzer Schatz, was unser Ruhm, als Erde und Koth, eitler Glanz und ein Gewicht, das uns allezeit zur Erde zieht. Ich habe es erfahren und erfahre es noch, wie viel der Friede meines Gottes, die Empfindung seiner Liebe und die Versicherung seiner Gnade besser ist. Zwar habe ich nicht Ursache, den Tod zu wünschen; ich liebe den Kurfürsten, meinen Eheherrn, herzlich, wie auch meine lieben Kinder; aber doch will ich meinem Gott gehorsam sein."

Von ihrer letzten Krankheit wurde sie bei einem Besuche in der Heimath befallen, und man glaubte, die Reise möge ihr geschadet haben; sie aber sagte: „Gott hat die Haare unsres Hauptes gezählt, wie viel mehr hat er meine Tage gezählt." Um vor ihrem Ende noch einmal den Gatten und die Kinder zu sehen, kehrte sie krank in einer Sänfte nach Hause zurück und legte sich hier ganz ruhig zum Sterben. „Ich warte nun auf das sanfte Sausen", sagte sie zu ihrem Hofprediger, und als dieser mit ihrem Gemahle am Bette betend, die Sterbende fragte, ob sie fühle, daß Gott ihr gnädiger Vater im Himmel sei, antwortete sie vernehmlich:

„Ja“ und entschlief so im neununddreißigsten Jahre ihres Lebens 1667.

Lange konnte der Kurfürst ihren Tod nicht verschmerzen und rief noch oft bei großen Freuden und Betrübnissen vor dem in seinem Zimmer hängenden Bilde seiner Gemahlin: „O Louise, Louise! wie sehr vermisse ich dich!“ — Von ihr haben wir das Lied: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben, dieses weiß ich, soll ich nicht darum mich zufrieden geben, was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht?“ —

---

28. Joseph Schaitberger und die evangelischen Salzburger.

In Süddeutschland und vorzüglich in Oesterreich war es den Jesuiten (s. o. S. 106) nach und nach gelungen, die einst zahlreichen evangelischen Gemeinden wieder zu vertilgen. Doch hielt sich in der Gegend von Salzburg schon seit der Reformation ein Häuflein evangelisch Gesinnter, obgleich das Land dort unter dem Erzbischof von Salzburg als Landesherrn stand. Sie nährten ihre Erkenntniß und ihren Glauben heimlich an der heil. Schrift und an evangelischen Erbauungsbüchern, die sie in Wandschränken und Kellergewölben vor den spähenden Augen ihrer Priester und Obrigkeit wohlverborgen hielten. Es waren meist arme, aber an Körper und Geist kräftige Hirten, welche auf den dortigen Alpen weideten, und Bergleute, die in die tiefen Schachte der Salzwerke hinabfuhren.

Unter diesem Völkchen wurde Joseph Schaitberger im Jahr 1658 geboren. Sein Vater, ein Bergmann, schickte ihn zwar in die katholische Ortsschule, aber weil die göttliche Gnade bereits im Herzen der Eltern das Licht der Wahrheit hatte strahlen lassen, so suchten sie die erkannte Wahrheit ihrem Sohne von Jugend auf beizubringen und unterrichteten ihn insgeheim aus Gottes Wort. Wohl merkte der Erzbischof etwas von diesen Vorgängen und war Willens, solche „Ketzereien“ mit aller Macht zu unterdrücken. Er sandte bald Mönche zur Bekehrung, bald Soldaten zur Festnehmung der Evangelischen aus, verjagte auch einzelne aus dem Lande, aber ohne damit der Bewegung Einhalt thun zu können. Viel-

mehr als Schaitberger in's achtundzwanzigste Jahr getreten und in der heiligen Schrift wohlgegründet war, trat er in Gemeinschaft mit anderen Bergleuten offen mit seinem Bekenntniß hervor. „Ob wir gleich mitten im finsteren Papstthum keinen evangelischen Prediger gehabt haben", erzählt er, „so haben wir doch durch Gottes Gnade aus der heiligen Bibel so viel gelernt, daß der evangelische Glaube der rechte sei. Denn wir haben klar gesehen, daß im evangelischen Katechismus alle Glaubenspunkte mit Gottes Wort übereinstimmen, welches wir im katholischen Katechismus nicht so gefunden haben. Zuletzt aber konnten wir mit gutem Gewissen nicht mehr mit den Ungläubigen am fremden Joche ziehen; darum beschlossen wir, uns gänzlich zu trennen und die katholische Kirche zu meiden." Da er vor die Obrigkeit gefordert wurde, that Schaitberger, der Ermahnung 1. Petr. 3. 15 eingedenk, ein gutes Bekenntniß seines Glaubens. Hierauf wurde er gefangen genommen und wie ein Uebelthäter, in Eisen geschlossen, nach Salzburg gebracht. Fünfzig Tage lag er hier im Gefängniß, bald durch Bekehrungsversuche der Kapuzinermönche, bald durch Bedrohungen seines Lebens beunruhigt; dann wurde er als Ketzer des Landes verwiesen. Dies Loos theilten mehr als tausend seiner Glaubensgenossen mit ihm, während man ihre Besitzthümer und sogar ihre Kinder zurückbehielt. „Was die Kinder verlassen für ein Schmerz gewesen", schreibt Schaitberger, das ist Gott bekannt und den christlichen Eltern, die solches erfahren haben." Die Vertriebenen zogen meist nach Schwaben und Franken, und auf diesem traurigen Zuge dichtete Schaitberger das Trostlied eines Exulanten (Verbannten): „Ich bin ein armer Exulant, also muß ich mich schreiben, man thut mich aus dem Vaterland um Gottes Wort vertreiben. Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein, es ist dir auch so gangen; jetzt soll ich dein Nachfolger sein, mach's, Herr, nach dei'm Verlangen." Er zog nach Nürnberg, wo er als Holzarbeiter ein kümmerliches Unterkommen fand. Sein Herz aber hing noch immer an der Heimath und den dort zurückgebliebenen Glaubensgenossen, namentlich aber an den Kindern, die er hatte zurücklassen müssen. Darum schickte er ihnen mehrere herzliche

Sendschreiben „zur Aufmunterung ihres Gewissens und zum Zeugniß väterlicher Liebe, um ihre Seelen zu gewinnen". Wirklich erlebte er auch vierundzwanzig Jahre nach seinem Auszuge die Freude, seine Tochter zum evangelischen Glauben bekehrt bei sich zu sehen.

Inzwischen war es im Salzburger Lande immer übler geworden; denn seit 1727 regierte dort der Erzbischof Leopold Freiherr von Firmian, ein wilder Jäger, der den Schwur gethan hatte, „er wolle alle Ketzer aus dem Lande jagen und sollten auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen." So wurde denn den im Stillen sich immer mehrenden Evangelischen das Leben auf alle Weise sauer gemacht. Erst versuchten die Jesuiten sie freundlich zum römischen Glauben heranzulocken, und als das vergeblich blieb, wurden ihnen ihre Bibeln und Erbauungsbücher mit Gewalt weggenommen. Vergeblich verwendeten sich die evangelischen Fürsten für die Armen; der Erzbischof erwiderte, „er sei Herr im Lande", und ließ nun Soldaten einrücken, um die Widerstrebenden wirksamer verfolgen zu können. Da schlossen die Hartbedrängten einen Verbrüderungsbund auf Leben und Tod. An einem Sonntage im August 1731 stiegen mehr als hundert Männer von den Bergen hinab nach Scharzbach (an der Salzach) und schwuren daselbst beim dreimal heiligen Gott, vom evangelischen Glauben nicht zu lassen; darauf tauchte ein jeder den Finger in ein vor ihnen stehendes Salzfaß und verschluckte dann das Salz. So schlossen sie einen Salzbund, wie nach 2. Chron. 13, 5 Gott der Herr mit David und seinen Söhnen. — Als der Erzbischof dies erfuhr, ängstigte er sich, daß nun ein Aufruhr und anderes Entsetzliche sich gegen ihn erheben werde, und ließ noch mehr Soldaten in's Land rücken, welche die Leute noch ärger plagen sollten.

Da schritten endlich die evangelischen Fürsten, welche sich von dem frommen Sinn und Wandel der evangelischen Salzburger überzeugt hatten, ernstlich für sie ein. Namentlich erklärte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., er werde sie mit Freuden in sein Land aufnehmen, und bewog den Erzbischof durch ernste Drohungen, sie ziehen zu lassen. Waren sie bisher von diesem festgehalten worden,

so folgten jetzt die strengsten Vertreibungsbefehle. Gleich in acht Tagen sollten die Tagelöhner und Dienstboten abziehen, die Angesessenen mußten längstens in drei Monaten ihre Habe verkaufen und dann nachfolgen. So wurden sie in der Novemberkälte durch Soldaten ausgetrieben. Ihre Habe hatten sie zu geringen Preisen losschlagen müssen, und je nachdem sie damit fertig waren, gingen einzelne Auswandererzüge ab, im Ganzen bei dreißigtausend Seelen. Aber sie erfuhren durch ganz Deutschland den liebreichsten Beistand ihrer evangelischen Glaubensbrüder. Diese sahen mit Bewunderung die Geduld, womit sie ihr Loos trugen, und die Ordnung ihrer Züge, und thaten Alles, um ihnen ihr hartes Schicksal zu erleichtern. Man zog ihnen aus den Städten entgegen, die Geistlichen und die Schuljugend an der Spitze, hielt feierlichen Gottesdienst mit ihnen, nahm sie dann mit in die Häuser und unterhielt sich in christlichem Gespräch mit ihnen, wobei man ihre große Bibelkenntniß bewundern mußte.

Einige von ihnen folgten einer Einladung nach Holland, die meisten aber begaben sich über Berlin, wo sie der König selbst als seine lieben Landeskinder bewillkommnete, nach der ihnen in Preußen zugewiesenen neuen Heimat. Dort hatte der König Häuser, Kirchen und Schulen für sie bauen lassen, auch evangelische Geistliche gesendet, so daß sie nun als geordnete evangelische Gemeinden in Frieden leben konnten.

Der vierundsiebzigjährige Schaitberger durfte diesen großen Auszug seiner Landsleute noch erleben und rechnete es unter die besten der unzähligen Wohlthaten, daß Gott ihn vor seinem Ende sehen lasse, wie sein inbrünstiges Gebet für die Seelenwohlfahrt seiner lieben Landsleute nicht vergeblich gewesen sei. Er entschlief bald darauf, im Jahr 1733, mit großer Glaubensfreudigkeit.

Auch aus den Oesterreichischen Ländern fanden mehrere Auswanderungen der dort bedrückten Protestanten statt (s. Nr. 29), bis Kaiser Joseph II. im Jahr 1781 eine Verordnung ausgehen ließ, wodurch allen seinen Unterthanen freie Religionsübung zugesichert und bestimmt wurde, daß Niemand die Bekenner des evangelischen Glaubens weiter bedrücken dürfe. Nur im Lande Tyrol sollte dies

Gebot nicht gelten, darum wanderte von da noch im Jahr 1837 eine Anzahl evangelisch gewordener Tyroler nach Preußen aus.

---

29. Der Graf von Zinzendorf, der Begründer der Brüdergemeinde.

Auch in Mähren und Böhmen hatten sich schon seit den Zeiten des Johann Hus evangelisch Gesinnte im Stillen zusammengethan. Da aber der Druck und die Verfolgung der römischen Geistlichen gar hart auf diesen „mährischen und böhmischen Brüdern" lastete, so beschlossen auch sie, ihr Vaterland zu verlassen. Einer derselben, der Zimmermann Christian David, wandte sich deshalb an den frommen Grafen Nicolaus von Zinzendorf in Dresden und bat ihn um ein Unterkommen für die Brüder.

Dieser merkwürdige Mann war im Jahr 1700 zu Dresden geboren, der Sohn eines sächsischen Ministers und Pathe des edlen Spener. Von seiner Großmutter war er fromm erzogen und hatte die Francke'schen Schulen in Halle durchgemacht. Hier wurde er vor Leichtsinn und Hoffart, wozu der Knabe sonst wohl neigte, glücklich bewahrt; vielmehr schloß er in kindlicher Einfalt einen Bund mit Christus, gelobte ihm: „Sei du mein Heiland, so will ich ganz dein sein", und hegte den heimlichen Wunsch, ein Geistlicher zu werden. Da aber seine Verwandten einen feinen Weltmann aus ihm bilden wollten, so schickten sie ihn von der Universität Halle, wo er die Rechtswissenschaft studirte, auf Reisen nach Deutschland, Holland und Frankreich. Aber nicht der Glanz und die Herrlichkeit der großen Welt vermochten sein Herz zu gewinnen, sondern er suchte vielmehr das auf, was ihn zu Jesu führte. „Du kannst nicht glauben", schrieb er seinem Bruder von Paris aus, „wie abgeschmackt mir die Welt vorgekommen ist. Es ist ein elend und jämmerlich Ding um alle Hoheit der Großen. Einer thut's dem Anderen an Pracht zuvor, und darüber plagen sie sich vor Neid halb zu Tode. O des glänzenden Elends!" — Statt der Pracht des Hofes suchte er die Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, die Geistlichen auf

um sich mit ihnen über religiöse Gegenstände zu unterhalten. Als einundzwanzigjähriger junger Mann kehrte er dann nach Haus zurück und trat in die Regierung zu Dresden ein. In seinem Herzen aber blieb er doch ein Prediger des Evangeliums und sammelte bald eine Anzahl von Freunden Jesu um sich, hielt auch öffentlich christliche Vorträge.

So traf ihn Christian David mit seiner Bitte für die Brüder. Der Graf versprach sofort ihre Aufnahme auf einem seiner Güter in Sachsen, und schon im nächsten Jahre 1722 konnte der erste Baum für die neue Ansiedelung am Hutberge gefällt werden. Beim ersten Hiebe sprach der Zimmermann David: „Hier hat der Vogel ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!" (Ps. 84, 4.) Fortan hieß der neue Wohnsitz „Herrnhut". Zinzendorf gab sein Amt in Dresden auf und zog hierher, um ganz für die neue Brüdergemeinde wirken zu können. Sie sollte ein kleines Kirchlein in der großen evangelischen Kirche sein, von dem Segen auf diese ausgehe. Hier sollten Lutheraner und Reformirte einträchtig bei einander wohnen, lebendiger Glaube und Liebe zum Heilande sorgfältig gepflegt werden und von hier aus auch die Predigt des Evangeliums unter die Heiden ausgehen. Anfangs hielt der Graf nur als Gehülfe des dorthin berufenen Geistlichen Vorträge und Besprechungen, dann ließ er sich selbst in den geistlichen Stand aufnehmen und wirkte nun durch Wort und Schrift zur Sammlung von gleichgesinnten Brüdern, die nun auch an andern Orten ähnliche Gemeinschaften bildeten.

Ihre einzige Glaubens- und Lebensregel sollte die heil. Schrift sein. Die Gemeinde-Angelegenheiten wurden von Bischöfen, Predigern und Gehülfen besorgt; von Zeit zu Zeit traten diese zu gemeinsamer Berathung in Synoden zusammen; in wichtigen, aber zweifelhaften Fällen sollte der Wille des Herrn durch's Loos erkannt werden. Die Mitglieder der Gemeinde wurden in Chöre: der Eheleute, der Wittwer und Wittwen, der Jünglinge, Jungfrauen und Kinder abgetheilt; der Aufseher eines jeden Chors achtete genau auf das Betragen der Einzelnen und wies sie nöthigenfalls zurecht. Täglich wurde ein einfacher, erbaulicher

Gottesdienst gehalten mit besonders lieblichem Gesange, wozu der Graf selbst viele herzliche Lieder dichtete. Zuweilen hält die Gemeinde das altchristliche Liebesmahl und vollzieht die Fußwaschung nach Joh. 13, 1—17; der Heimgang ihrer Entschlafenen wird nicht als Trauer-, sondern als Freudenfest ihrer Auferstehung gefeiert. So bildeten sich nach und nach in Deutschland, Dänemark, Holland, England, Rußland und Nordamerika viele kleine Brüder- oder Herrnhutergemeinden, daß ihre Gesammtzahl fast auf hunderttausend Seelen wuchs.

Ganz besonders eifrig zeigten sich dieselben zur Bekehrung der Heiden. Sie schickten ihre Brüder, meist nur einfache, gläubige Handwerker, nach Nord- und Südamerika, auf die Inseln von Westindien und nach Grönland, wo sie unter gar manchen Gefahren und Mühen in großem Segen wirkten. Noch immer arbeiten dieselben auf mehr als sechzig Missionsplätzen mit fast dreihundert Predigern und haben schon viele tausend Heiden zur Erkenntniß der Wahrheit geführt.

Indeß fand das Unternehmen auch viele Anfechtung und Feindschaft, theils weil man die Rechtgläubigkeit der Brüder bezweifelte und ihnen eine verkehrte Auffassung der biblischen Lehre vorwarf, theils weil man von ihrer Absonderung Verwirrung für die übrige Kirche befürchtete. Daher erhielt Zinzendorf, als er von einer seiner häufigen Reisen zur Förderung seines Werkes heimkehrte, im Jahr 1736 einen Befehl seines Landesherrn, wodurch er als „Ruhestörer und Kirchenverwirrer" aus Sachsen verbannt wurde. Er zog sich mit seiner Familie und seinen Freunden in die Wetterau bei Hanau zurück, wo er ebenfalls Ansiedelungen der Brüder gründete, und setzte auch von hier aus seine Bekehrungsreisen durch Deutschland, Holland und England, ja bis nach Westindien zu den Negersclaven und nach Nordamerika fort. Zwar hatte er hierbei auch manches Harte und Demüthigende zu erfahren (wurde er doch aus Rußland mit Soldaten über die Grenze gebracht), aber im Ganzen übte seine Person und seine Predigt überall einen gewaltigen und heilsamen Einfluß. „Daß ich die ersten tiefgehenden Gnadenzüge erfahren

habe, die von der Predigt des Kreuzes entstanden sind, ist etliche und dreißig Jahre her", schreibt er im Jahr 1740 an einen Freund, „doch habe ich bei Allem lediglich um Jesu willen gehandelt und keineswegs aus eignen Nebenursachen, oder daß ich durch die Sache Jesu hätte berühmt werden wollen; ich wollte, so viel mir durch Gottes Gnade möglich ist, des Heilands Testament Joh. 17 ausführen helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammenkämen." — Seine Verbannung aus dem Vaterlande wurde nach einigen Jahren wieder zurückgenommen, und so konnte er 1760 zu Herrnhut in Frieden entschlafen. Die Gemeinde hatte an seinem Todestage den Text: „Er wird seine Ernte fröhlich einbringen mit Lob und Dank." Er selbst sprach zu seinem Tochtermann die letzten Worte: „Mein lieber Sohn, ich werde nun hingehen. Ich bin mit dem Herrn ganz einverstanden. Er ist mit mir zufrieden. Ich bin fertig, zu ihm zu gehen. — Die Gemeinde dankte in ihrem Betsaale dem Heilande auf den Knieen für die Gnade, die er durch den Abgeschiedenen gewirkt hatte. Viertausend Menschen folgten seinem Sarge zu Grabe und sangen dort: „Ei, wie so selig schläfest du und träumest süßen Traum."

Zinzendorf war groß von Gestalt, seine Haltung war ungezwungen und verrieth seinen vornehmen Stand; im Umgang war er munter, in seinen Amtshandlungen höchst würdevoll. Seine Predigten, die immer nur auf Christum, den Gekreuzigten, wiesen, waren anregend, seine Lieder meist kindlich einfach, so das schöne: „Jesu, geh' voran auf der Kreuzesbahn, und wir wollen nicht verweilen, dir getreulich nachzueilen; führ' uns an der Hand bis in's Vaterland."

Aehnlich wie Zinzendorf in Deutschland haben die Gebrüder Wesley mit ihrem Freunde, dem gewaltigen Prediger Whitefield (spr. Weitfield) in England seit 1729 das lebendige Christenthum in der von todtem Formelwesen erstarrten Kirche angeregt. Sie wandten sich mit ihren herzerschütternden Bußpredigten besonders an das geringe Volk, drangen vor Allem auf Wiedergeburt und sittlichen Wandel und wirkten so gewaltig, daß sie etwa eine Million Anhänger fanden, denen man den Namen „Methodisten"

oder „Wesleyaner“ beilegte, und die in England und Nordamerika zahlreiche Gemeinden bilden.

Während diese Gemeinschaften in ihren Glaubensansichten nirgends von der Lehre der evangelischen Kirche abwichen, sind andere, welche eigenthümliche Lehren aufstellten, als Secten aus derselben geschieden. So die Wiedertäufer oder Taufgesinnten, von einem Geistlichen, Menno Simonis, auch wohl „Mennoniten“ genannt, welche die Taufe der Kinder als unbiblisch verwerfen, kein obrigkeitliches Amt annehmen, keine Kriegsdienste leisten und keinen Eid schwören. Sie zeichnen sich in Deutschland durch stille Frömmigkeit und Arbeitsamkeit aus, in England, wo sie „Baptisten“ heißen, auch durch lebendigen Eifer für das Reich Gottes. Ihre Gesammtzahl beträgt drei- bis viermalhunderttausend.

In England stiftete Georg Fox, ein im Jahr 1624 geborener Schuhmacher, die „Gesellschaft der Freunde“, vom Volke Quäker, d. i. Zitterer genannt. Sie lehren, daß Gott sich den Menschen durch ein inneres Licht offenbare, welches sie viel höher schätzen, als das geschriebene Wort Gottes. Taufe und Abendmahl wollen sie nicht äußerlich, sondern geistig genießen. Auch haben sie keine besonderen Prediger, sondern in ihren Versammlungen reden Männer und Frauen, sobald sie zu spüren meinen, daß der Geist Gottes über sie gekommen sei und ihnen etwas eingegeben habe. Auch sie meiden öffentliche Aemter, Kriegsdienst, Eidschwur, sinnliche Vergnügungen und alle Ehrenbezeugungen gegen Andere. Sie selbst gehen einfach in Kleidung und Betragen einher und zeichnen sich durch Redlichkeit und Wohlthätigkeit aus. Da sie anfangs in England keine Duldung fanden, so führte Wilhelm Penn seine Glaubensgenossen im Jahr 1681 nach Nordamerika über, wo sie ein wüstes Stück Land anbauten, das sie Pennsylvanien nannten. Die Hauptstadt desselben hießen sie Philadelphia, d. i. Bruderliebe.

---

30. Die Prediger in der Wüste: Johannes Oberlin und Johann Caspar Lavater.

Während Spener gegen die todte Rechtgläubigkeit seiner Zeit anzukämpfen hatte und durch seine Bibelstunden von den gelehrten Zänkereien zum Worte Gottes zurückwies, hatte sein Pathe Zinzendorf ein Geschlecht vor sich, welches im Ganzen mehr von dem Unglauben gegen das Evangelium angesteckt war. Er wollte daher in seiner Gemeinschaft, wie er sagte, „eine Brunnenkammer anlegen, in welcher sich die noch vorhandenen Bächlein lebendigen Glaubens an den Heiland sammeln könnten.“

Es waren nämlich zu seiner Zeit zuerst in England und bald auch in Frankreich Männer aufgetreten, welche sich einer Weltweisheit rühmten, mit der man des Evangeliums entbehren könne. Besonders war es der französische Schriftsteller Voltaire (spr. Wolltär), welcher durch Witz und Spott die heil. Schrift und das ganze Christenthum herabzusetzen suchte. Solche gottlose Schriften wurden auch in Deutschland verbreitet, und so schlug auch hier der Unglaube tiefe Wurzeln. Die neue Lehre, die nun aufkam, fand nicht blos bei den Gelehrten Beifall, sondern bald wurde auch von den Kanzeln herab danach gepredigt und in den Schulen gelehrt, wobei sich Männer, wie der gänzlich ungläubig gewordene Friedrich Bahrd, traurig hervorthaten.

Es konnte aber nicht fehlen, daß mit dem Verlust der wahren christlichen Frömmigkeit auch die guten Sitten dahinschwanden, und dies war besonders in Frankreich bemerkbar, wo die Großen und Vornehmen ein höchst zuchtloses Leben führten. Darüber war das Land in große Schulden gerathen, als der König Ludwig XVI., ein gutmüthiger und wohlwollender Herr, zur Regierung kam. Indem man nun berieth, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, der Adel sammt der Geistlichkeit aber nichts zur Schuldentilgung beitragen wollten, brach der Haß des Volkes gegen diese Stände los und veranlaßte die schreckliche französische Revolution oder Staatsumwälzung. Im Jahr 1789 empörte sich das Volk von Paris, der König wurde entthront und nach

drei und einem halben Jahre sogar als Tyrann hingerichtet. Mit ihm hatten gleiches Schicksal Alle, die der alten Staatseinrichtung anhingen oder zugethan schienen, so daß das Blut vieler Tausende in wildem Gräuel durch das Fallbeil vergossen wurde. Nachdem Frankreich zur Republik gemacht worden war, gedachten die neuen Machthaber alles bisher Bestehende abzuschaffen, das ihren Plänen im Wege zu stehen schien, auch die christliche Religion. So wurde die Feier des Sonntags abgestellt, das Dasein Gottes öffentlich geleugnet, die Kirchen geplündert, die Glocken herabgenommen, um zu Kanonen umgegossen zu werden, und über die Todtenhöfe die Inschrift gesetzt: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf.“ Nur die menschliche Vernunft schien künftig der Verehrung noch werth zu sein. Daher führte man zu Paris eine unsaubere Frauensperson als „Göttin der Vernunft“ in den Straßen umher und verehrte sie in einer der Hauptkirchen dieser Stadt. Nach einem halben Jahre war man indeß dies tolle Treiben wieder müde geworden, und im Mai 1794 wurde durch einen obrigkeitlichen Erlaß bekannt gemacht: „Das französische Volk erkenne das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele an.“ Ein Jahr danach wurde die religiöse Meinung und die Religionsübung dem Volke wieder freigegeben, und nun zeigte es sich, daß noch immer Viele, namentlich im Süden des Landes, den christlichen Glauben still im Herzen bewahrt hatten, denn das Volk strömte in großen Schaaren zu den wieder geöffneten Kirchen.

Wie aber auch mitten unter solchen Greueln der Verwüstung Einzelne sich als treue Zeugen Christi bewährten, davon ist der Pfarrer Johannes Oberlin ein Beispiel. Zu Straßburg im Elsaß geboren, ward er 1767 als junger Mann zur benachbarten Pfarrei Waldbach in dem höchst armen Steinthal berufen. Er fand seine Gemeinde in tiefster leiblicher und geistlicher Verkommenheit, und seine ersten Bemühungen, die Leute aus ihrer Unreinlichkeit und Trägheit aufzurütteln, fanden erbitterten Widerstand. Erst nach und nach gewann seine Liebe und christliche Freimüthigkeit die Herzen. Seine Predigten waren

einfach und auf bewundernswerthe Weise nach der Fassungskraft seiner Zuhörer eingerichtet, überall auf dem Grunde der heiligen Schrift beruhend. Denn diese hatte er nicht nur selbst sein Leben lang zum Gegenstande seines Forschens gemacht, sondern auch in Verbindung mit seinen Freunden über ganz Frankreich verbreitet. Mehr als 10,000 Bibeln sind durch ihn ausgegeben worden.

Da er sein ganzes Leben der Förderung seiner Gemeinde widmen wollte, so ging er derselben nicht blos im Glauben und in der Liebe voran, sondern gab ihr auch in der Bewirthschaftung seiner Grundstücke und Obstbäume ein gutes Vorbild. Sich selbst aber übergab er ganz seinem Herrn: „Millionenmal habe ich Gott um die Gnade angerufen", versicherte er, „mich als sein Kind, sei es zum Leben oder Tod, ganz seinem Willen überlassen und freiwillig hingeben zu können und nichts zu wollen, zu sprechen und zu thun, als was er, der allein Weise, für das Beste hält."

Unter den Schrecken der ausbrechenden Revolution bewies er seinen Christenmuth dadurch, daß er sein Haus zur Herberge der unschuldigen Flüchtlinge machte. Auch in sein stilles Thal kam damals der Befehl der Regierung: Die gewöhnliche Feier des Gottesdienstes solle aufhören und statt dessen möge ein erwählter Redner an gewissen Tagen gegen die Tyrannen sprechen und sich mit der Gemeinde berathen, wie dieselben abzuschaffen seien.

Oberlin las seiner Gemeinde diese Anordnung der Obrigkeit vor und forderte zum Gehorsam auf. Er selbst wurde hierauf zum Redner erwählt und schlug vor, in der Kirche, als dem dazu bequemsten Orte und zwar am Sonntage gegen die Tyrannen zu reden. Als dies Alle zufrieden waren, sprach er davon, daß Fleischeslust und gottloses Wesen die schlimmsten Tyrannen seien, gegen welche es kein besseres Mittel gebe, als das durch Jesum Christum dargebotene Heil. In dieser Weise setzte er seine Reden fort und die Gemeinde blieb so in ihrer alten christlichen Ordnung.

Zwar wurde auch Oberlin während der Schreckensherrschaft angeklagt, gefangen genommen und sollte sich zu

Straßburg verantworten. Als aber die Richter von seiner wohlthätigen Wirksamkeit im Steinthal hörten, beschlossen sie, einem solchen Manne die Freiheit sogleich wieder zu geben.

Sechzig Jahre hatte dieser treue Hirte an seiner Gemeinde gewirkt, und das ehedem von nur sechs hundert rohen, armseligen Leuten bewohnte Thal in eine wohlgebaute Gegend mit mehreren tausend gebildeten, glücklichen Menschen und ernsten Christen umgeschaffen, da ergriff ihn im Jahre 1826 ein Fieberschauer. „Herr Jesu, mach' bald Feierabend; doch dein Wille geschehe," seufzte der 86jährige Greis und entschlief dann im Kreise der Seinen, indem er sie, weil er nicht mehr sprechen konnte, noch liebreich anschaute.

Nun zeigte sich recht, wie seine treue Liebe ihm eine unbegrenzte Dankbarkeit und Verehrung erworben hatte, denn das ganze Thal trauerte um ihn als den gemeinsamen Vater.

Während Oberlin sein apostolisches Leben fast ganz in der Stille geführt hatte, trat ein anderer Prediger der christlichen Wahrheit, der zugleich mit den glänzendsten Geistesgaben ausgerüstet war, weit in die Oeffentlichkeit hinaus. Es war Johann Caspar Lavater aus Zürich. Aus einem träumerischen Knaben war er zum feurigen Jünglinge herangewachsen, der mitten in jener Zeit des Unglaubens begeistert für das Evangelium von Christo zeugte. Achtundzwanzig Jahre alt ward er 1769 zum Geistlichen in seiner Vaterstadt berufen, und zeigte hier in seinen Predigten, wie herzlich seine Liebe zu Jesu war. „Nehmt mir Alles in der Welt," rief er einst seiner Gemeinde zu, „nehmt mir alle Schriften der gelehrtesten und frömmsten Menschen und lasset mir nur das Evangelium, so habe ich genug. Sei es auch noch so verachtet, angefeindet und verspottet, es bleibt doch meine Ehre und meine Freude." Doch verkehrte er auch in freundlichster Weise mit Männern der verschiedensten Glaubensansichten; „denn wer nur Christum lieb hat," sagte er, „und ihn von Herzen seinen Herrn nennt, den erkenne ich als Bruder." Durch persönlichen Verkehr auf vielen Reisen, einen ausgebreiteten Briefwechsel

mit den verschiedensten Personen und zahlreiche Schriften suchte er zur Erweckung und Befestigung des christlichen Glaubens auch in weiteren Kreisen zu wirken und half mancher in der Finsterniß jener Zeit nach dem wahren Licht suchenden Seele zurecht. Unter seinen Dichtungen befinden sich auch die Kirchenlieder: „Jesus lebt.“ — „Mit dem Haufen deiner Frommen, Will auch ich, o Heiland, kommen.“ — „Nimm hin den Dank für deine Liebe.“ —

Als die französische Republik ihre Heere auch in die Schweiz eindringen ließ, stellte er sich mit männlichem Muthe den Unterdrückern seines Vaterlandes entgegen: „Frankreich hat kein Recht als nur das Tyrannenrecht der Stärke, bei uns einzubrechen,“ schrieb er; „aber sein Beispiel soll uns warnen, bis zu welchen Unmenschlichkeiten eine Nation herabsinkt, die mit Eid, Gewissen und Religion ein unsinniges Gespötte treibt.“ Er wußte wohl, wie gefährlich es damals war, solches den Gewalthabern öffentlich zu sagen, und ahnte sein Schicksal. „Allemal wenn ich in meinem Pfarrstuhl stehe,“ äußerte er, „erblicke ich hinten in der Kirche einen Mann, der mit einer Flinte nach mir zielt, und den Gedanken, erschossen zu werden, kann ich nicht los werden.“ — Als nun 1799 die Franzosen siegend in Zürich einzogen, begab sich Lavater auf die Straße, um die Soldaten durch sanfte Worte von Ungebührlichkeiten gegen die Bürger abzuhalten. Da legt einer derselben, den er selbst kurz vorher noch erquickt hatte, um Geld von ihm zu erpressen, auf ihn an und verwundet ihn tödtlich durch einen Schuß. Ueber ein Jahr lang litt der treue Gottesmann hiervon außerordentlich, aber er sprach: „der immer wiederkehrende Schmerz der Wunde soll mir ein Erweckungsruf sein, mit neuer Geduld, Demuth und Liebe in die Fußtapfen dessen zu treten, an dessen Liebe und Wundenschmerzen die meinigen mich erinnern sollten.“ Er hatte gebeten, daß man seinem Mörder nicht weiter nachforschen möge. Noch immer ließ er sich in die Kirche und an die Krankenbetten tragen, um Worte der Liebe und des Trostes an seine Gemeindeglieder zu richten, bis mit dem Anfange des Jahres 1801 sein Kampf zu Ende ging.

Er war ein weithin scheinendes Licht seiner Zeit ge-

wesen, getreu bis an den Tod im Glauben und in der Liebe.

Die französische Republik hatte sich in heftige Kriege mit den Nachbarländern verwickelt, und unter ihren siegreichen Feldherrn zeichnete sich besonders Napoleon Bonaparte aus, der von einer Stufe der Ehre zur andern stieg, bis es ihm endlich gelang, die Herrschaft des Landes völlig an sich zu bringen. Im Jahr 1804 schaffte er die republikanische Staatseinrichtung gänzlich ab, nahm den Titel Kaiser der Franzosen an und ließ sich, wie einst die römischen Kaiser, feierlich vom Papste krönen, dem er dafür die freie öffentliche Ausübung der katholischen Religion in Frankreich zugesichert hatte. Da sich aber der Papst weiteren Zumuthungen Napoleons nicht fügen wollte, so ließ dieser den Kirchenstaat besetzen und den Papst gefangen nach Frankreich führen. Hier blieb er bis zum Sturze des Kaisers.

Napoleon hatte während dem auch Deutschland mit Krieg überzogen und brachte es durch mehrere glückliche Feldzüge fast ganz unter seine Gewalt. Unter diesem Drucke der Fremdherrschaft aber fing das deutsche Volk bald an, zu Gott zu seufzen. Die Religionsspötter verstummten, und die Anfechtung lehrte auf das Wort Gottes wieder merken. Noch mächtiger drängte aber Alles nach Rückkehr zum evangelischen Glauben, als Gott gewaltige Zeichen am Unterdrücker der Völker that.

Im Jahre 1812 war Napoleon mit einem großen Heere ausgezogen, um auch Rußland zu erobern. Dort aber wurde er von hartem Winterfrost überrascht, von den Russen geschlagen und verfolgt und mußte nach dem Verluste seines ganzen Heeres nach Frankreich zurückfliehen. Da standen auch die Deutschen in Gottes Namen gegen ihn auf und kämpften drei Jahre hindurch die deutschen Freiheitskriege, welche damit endigten, daß Napoleon abgesetzt und nach der Insel St. Helena im atlantischen Meere verbannt wurde, wo er im Jahre 1821 starb.

Die Fürsten und Völker aber beugten sich in Demuth vor dem Herrn der Heerschaaren, der ihnen den Sieg verliehen hatte, und die Sieger schlossen mit einander einen

„heiligen Bund“, wobei sie gelobten, „nach den Worten der heil. Schrift durch die Bande wahrer Bruderliebe verbunden zu bleiben als Glieder der Einen, großen christlichen Familie.“

---

31. Die Heidenboten Johann Elliot und Bartholomäus Ziegenbalg.

Bei dem neuerwachten Glaubensleben drängte es die evangelischen Christen immer mehr, auch Andern das mitzutheilen, was sie selbst beseligte. So wurde seit Beendigung der Freiheitskriege das Werk der Heidenbekehrung oder der Heidenmission mit erneutem Eifer aufgenommen. In der deutschen evangelischen Christenheit gaben gerade diese Kriegszüge hierzu eine besondere Veranlassung. Denn es waren unter den gegen Napoleon ausgesandten Kriegern russische Völker in Deutschland erschienen, die vom Evangelium noch nichts wußten. Als nun im Jahr 1815 die Stadt Basel vor einem drohenden Kriegsunglück gnädig bewahrt blieb, entschlossen sich dortige Christen, zum Danke eine Anstalt zur Heranbildung von Glaubensboten oder Missionaren zu gründen, die später nach des Heilands Befehl hingehen sollten in alle Welt, das Evangelium zu predigen allen Völkern. So entstand die in der Folge reichgesegnete Missions-Anstalt zu Basel. Etwas später ward eine ähnliche zu Barmen gegründet, ebenso in Berlin, Leipzig und Hermannsburg in Hannover. In England und Holland waren ebenfalls Missionsgesellschaften gegründet worden.

Doch sind diese Bemühungen im gegenwärtigen Jahrhundert nicht die ersten, sondern schon Luther hatte darauf hingewiesen, wie es Christenpflicht sei, das Evangelium den noch in Finsterniß sitzenden Völkern zu bringen, und Calvin hatte einige Sendboten nach Brasilien in Südamerika geschickt. Auch der Papst stiftete, hundert Jahre nach dem Beginn der Reformation, eine „Gesellschaft zur Ausbreitung des katholischen Glaubens“. Indeß haben seine Boten mehr darauf hingewirkt, daß sich die Menschen äußerlich zur katholischen Kirche bekannten,

als daß sie sich von Herzen zum Heilande bekehrten. Auf Letzteres waren die evangelischen Sendboten desto treulicher bedacht.

Der Erste, welcher sich in solcher Arbeit auszeichnete, war der Engländer Johann Elliot. Er war im Jahr 1603 geboren und hatte sich im Vaterlande zum geistlichen Stande vorbereitet; dann ging er nach Nordamerika hinüber, wo sich damals schon viele seiner Landsleute angesiedelt hatten, und fand dort eine Pfarrstelle.

Als er hier die geistliche Noth der Ureinwohner dieses Landes, der rothhäutigen Indianer, sah, studirte er fünfzehn Jahre lang mit eisernem Fleiße ihre überaus schwere Sprache, um etwas für ihre Seelen thun zu können. Alsdann besuchte er die wilden Indianerstämme in ihren Wäldern, und schon seine große, stattliche Gestalt machte einen bedeutenden Eindruck auf diese Krieger, seine Anreden aber unter freiem Himmel über den seligen Stand der Christen ergriffen die Herzen so gewaltig, daß Viele bis zu Thränen gerührt wurden, und der Häuptling, bei dem er übernachtete, mit gebeugtem Haupte und wie zerschlagen einherging. Elliot wiederholte seine Besuche, ohne auf das Drohen der heidnischen Zauberpriester zu achten. Bald erscholl sein Ruf weit und breit durch die Wälder, und einzelne Indianer kamen, um sich zu fest angesiedelten Gemeinden zusammenzuthun, legten ihre grausamen Sitten ab und gewöhnten sich zur Arbeit, zu Schule und Gottesdienst. Nun konnte Elliot weiter in's Land reisen, ohne die Reisebeschwerden und die Bedrohung einzelner Wilden zu achten. „Ich fürchte dich nicht", sagte er einem solchen, „denn bei mir steht Einer, der mächtiger ist, als ihr Alle." Durch die Unterstützungen seiner Freunde gelang es ihm, die Bibel in der Indianersprache drucken zu lassen, mehrere christliche Indianerortschaften anzulegen und einige Mitarbeiter zu gewinnen. Bis zu seinem siebenundachtzigsten Jahre war er so unermüdlich für seine Pfleglinge thätig und hat sich dadurch den Namen „Apostel der Indianer" erworben. Er starb im Jahr 1690 mit den Worten: „Der Tod soll mir sein wie der Schlaf dem Müden; der Herr, dem ich achtzig Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O komme in deiner Herr-

lichkeit, lange habe ich auf dich, Herr, gewartet. Laß nur das Werk unter den Indianern fortleben, wenn ich sterbe! Willkommen, Herr, willkommen!" — In seine Fußtapfen traten Andere, namentlich aber die Boten der Herrnhuter.

In Vorderindien, der Südspitze von Asien, hatten sich schon bald nach der Reformationszeit Europäer angesiedelt, hauptsächlich des Handels wegen mit den kostbaren indischen Waaren. Auch der König von Dänemark hatte dort eine Besitzung und war darauf aufmerksam geworden, daß es seine Christenpflicht sei, auch für die Bekehrung seiner dortigen Unterthanen zu sorgen. Aber es fand sich in seinem Lande Niemand, der ein so schweres, gefährliches Werk unternehmen wollte. Da wandte sich der König an Francke nach Halle, und dieser sandte ihm einen frommen Studenten, Bartholomäus Ziegenbalg aus Sachsen, der in Gottes Namen das Liebeswerk wagen wollte. „Wenn er auch nur eine Seele rette, so sei das genug", erwiderte er den zahlreichen Freunden, die ihm abmahnten; denn es war damals noch nie etwas dergleichen in Deutschland erhört worden.

Im Jahr 1705 ging der erst zwanzigjährige Jüngling mit noch einem Gehülfen unter Segel und langte nach sieben Monaten zu Trankebar in Indien an. Die dortigen dänischen Kaufleute sahen das Unternehmen nicht gern, und auch der Statthalter des Königs nahm ihn mißtrauisch und unfreundlich auf. Die Indier selbst aber, die theils als Heiden, theils als Muhamedaner lebten, verachteten die Christen, weil sie an den bisher dort lebenden Kaufleuten und Soldaten ein schändliches Leben wahrgenommen hatten. Indeß wirkte Ziegenbalg schon durch sein Auftreten Ehrfurcht gebietend, auch ehe er noch mit den Heiden zu reden verstand. Bald hatte er die Sprache und Schrift der Eingebornen gelernt und alle ihre Gelehrsamkeit, auf welche sie nicht wenig stolz waren, durchforscht; auch die andern Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, wußte der glaubensmuthige Mann zu überwinden. So ging er denn überall hin, zu dem geringen Volk wie zu seinen Vornehmen und Weisen, den Braminen, um sie kennen zu lernen und sich über Religionsangelegenheiten mit ihnen zu unterhalten, sie

zu widerlegen und auf den Weg der Wahrheit zu weisen. Trotzdem, daß sie dabei oft recht beschämt wurden, zog es die Heiden doch immer wieder zu dem weißen Manne hin, der ihre Sprache so fließend wie seine Muttersprache zu reden verstand. Er pflegte auf seinen Reisen in indischer Kleidung einherzugehen und dem Volke zu erklären, er sei ein Priester des lebendigen Gottes. So zog er predigend durch die Hauptstädte Indiens und erregte überall Staunen und Bewunderung. Denen, welche meinten, das Volk habe jetzt noch nicht Kraft genug, dem Worte seines Gottes zu folgen, versicherte er, „jetzt sei grade die angenehme Zeit". Denen, die ihm einwandten, es seien der Muhamedaner im Lande doch viel mehr, als der Christen, erwiderte er: „der Guten seien immer weniger, als der Bösen". Denen, die sich unter den Heiden für heilig ausgaben, deckte er ihre Schäden auf; die Gelehrten beschämte er, indem er an ihren Götterfabeln zeigte, welche Schlechtigkeiten sie selbst ihren Göttern nachsagten. So gewann er durch kräftiges Auftreten immer mehr Herzen. Während im ersten Jahre seines Wirkens nur fünf Heiden getauft wurden, stieg im zweiten ihre Zahl schon auf vierzig. Bald konnte ein Kirchlein für sie erbaut und konnten Schulen eingerichtet werden. Doch hatte Ziegenbalg dabei immer viel Noth auszuhalten, bald durch Mangel an Geld, bald durch die Feindseligkeit des Statthalters, der ihn sogar eine Zeit lang gefangen setzte und seine Uebersetzung des Neuen Testaments in die Landessprache verbot.

Um in Europa mehr Theilnahme für sein Werk anzuregen, kehrte Ziegenbalg 1714 nach der Heimath zurück. Mit hohen Ehren nahm ihn der König von Dänemark auf, und auch sonsther wurde ihm kräftige Unterstützung zugesagt, so daß er nach zwei Jahren wieder voll frischer Hoffnung, mit einer in der sächsischen Heimath gefundenen Gattin und Gehülfin an der Seite, nach Indien abgehen konnte. Auch hier hatte sich inzwischen Alles freundlicher gestaltet. Mit lauter Freude begrüßten ihn die Eingebornen, und ein wohlwollender neuer Statthalter stand ihm in seinen Bemühungen treulich bei. Aber es war ihm nur noch drei Jahre zu wirken vergönnt. Nachdem er noch die neue Kirche ein-

geweiht hatte, begann er zu kränkeln und entschlief im Jahr 1719, nachdem er gerufen: „Es werde ihm so helle vor den Augen, als sähe er die Sonne", und sich das Lied „Jesus meine Zuversicht" hatte vorspielen lassen, im fünfunddreißigsten Jahre seines Lebens. — Er hat als ein treuer Knecht Gottes in Kurzem viel gethan und ist dadurch der Vater der indischen Mission geworden. Sein Werk wurde besonders kräftig weiter geführt durch den ausgezeichneten Christian Friedrich Schwarz aus Preußen, der von 1750 an fast ein halbes Jahrhundert hindurch in Trankebar wirkte und vom Volke nur „der gute Vater" genannt wurde.

Fast gleichzeitig mit Ziegenbalg unternahm der dänische Prediger Hans Egede die Bekehrung der Grönländer im höchsten Norden, denen er unter unsäglichen Nöthen und Mühen sein Leben widmete, bis nach ihm und seinem in die Fußtapfen des Vaters tretenden Sohne die Herrnhuter auch die dortige Missionsarbeit übernahmen.

Durch die im gegenwärtigen Jahrhundert gebildeten Missionsgesellschaften wurden auch noch in andere Heidenländer zahlreiche Boten gesendet. So bekehrten die aus England geschickten Missionare die Bewohner fast sämmtlicher Inseln des großen Oceans und wirken noch in Australien, Indien, China und Afrika; die Baseler Missionare stehen in Westafrika, Vorderindien und China; die Barmer in Südafrika, China und auf den ostindischen Inseln Borneo und Sumatra; die Holländer auf den andern ostindischen Inseln, die in ihrem Besitze sind; die Herrnhuter in Südamerika (Guyana) auf den westindischen Inseln, sowie im höchsten Norden von Amerika; die Nordamerikaner im Inneren von Nordamerika, im Osten von Asien und in Westafrika. Im Ganzen mögen jetzt zweitausend Missionsstationen mit dreitausend Missionaren und fünfzehntausend Gehülfen bestehen, um die Heiden, deren noch dreimal mehr, als Christen, auf der Welt sind, zu ihrem Heilande zu bekehren und den Tag herbeizuführen, wo Ein Hirt und Eine Heerde sein wird.

32. Beschluß.

Ueberblicken wir heutzutage den Bestand der Christenheit, so finden wir die verschiedenen Bekenntnisse derselben folgendermaßen vertheilt:

Die römisch-katholische Kirche herrscht vor in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Oesterreich und Süddeutschland, sowie in Brasilien und in den Freistaaten von Südamerika; dagegen die evangelische in den lutherischen Ländern Schweden, Norwegen und Dänemark, den russischen Ostseeprovinzen, Preußen und Norddeutschland, sowie in dem reformirten England und Schottland, Holland, der Schweiz, den Rheinlanden, in Nordamerika und Australien.

In Rußland, einigen Provinzen der Türkei und in Griechenland ist die griechisch-katholische Kirche verbreitet, die sich selbst die „rechtgläubige" (orthodoxe) nennt. Die morgenländischen Christen hatten sich niemals dem Papste unterworfen, sondern lebten seit 1054 von der abendländischen Kirche gänzlich getrennt, unter Leitung des Patriarchen von Constantinopel. Nachdem aber die Türken diese Stadt erobert hatten, befreite der Kaiser von Rußland die Kirche seines Reiches von dieser Abhängigkeit und gab ihr einen eigenen Patriarchen, der sie in Gemeinschaft mit der „heiligen Synode", der obersten Kirchenbehörde, regiert. — Diese Kirche verwirft mit dem Ansehen des Papstes auch den Ablaß und die Lehre vom Fegfeuer; sie ertheilt das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt und erlaubt dem Volke, die Bibel zu lesen. Doch hat sie sieben Sacramente, strenge Fastenordnung, die Verehrung der Heiligen und die Klostergelübde beibehalten; den Geistlichen außerhalb der Klöster ist dagegen die einmalige Verheirathung (nach 1. Tim. 3, 2) geboten. Der Gottesdienst wird hier sehr glänzend mit vielen Förmlichkeiten begangen, sodaß die Predigt des Wortes Gottes sehr gegen diese zurücktritt. Im Ganzen zählt diese Kirche etwa fünfzig Millionen Bekenner, fast so viele, als unsre evangelische Kirche, während die römisch-katholische mehr als die Hälfte der Christenheit umfaßt.

Innerhalb unsrer evangelischen Kirche wurde zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ein Unternehmen begründet, welches noch immer der Christenheit einen ähnlichen Segen zubringt, wie das Missionswerk. Es sind dies die Bibelgesellschaften, welche sich die Verbreitung der heil. Schrift in allen Sprachen und unter allen Völkern zum Zweck gesetzt haben. Man bemerkte zuerst (1804) in England, daß die wenigsten Familien Bibeln besaßen, weil ihr Preis zu hoch war; darum vereinigten sich dort christliche Freunde dazu, Bibeln zu drucken und billigst zu verbreiten, und zwar nicht blos für Familien, Schulen, Gefangene ihres Vaterlandes, sondern, wo möglich, für alle Welt. So entstand die große „Britische und ausländische Bibelgesellschaft", welche seit ihrem Bestehen schon viele Millionen Bibeln und Neue Testamente in hundertundsiebenzig Sprachen verbreitet hat. In ähnlich großartiger Wirksamkeit steht die Nordamerikanische Bibelgesellschaft, und auch in anderen Ländern bildeten sich Gesellschaften zu gleichem Zwecke, in Deutschland zuerst zu Nürnberg, dann zu Berlin, Hannover, Dresden, Elberfeld und Stuttgart.

Was seit den Bemühungen Philipps des Großmüthigen von Hessen (s. o. S. 89) schon öfter vergeblich angestrebt worden war, die Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen, der lutherischen und reformirten, kam in Deutschland bald nach Beendigung der Freiheitskriege zu Stande. Man glaubte namentlich die dreihundertjährige Gedächtnißfeier der Reformation nicht schöner begehen zu können, als durch solche Vereinigung der auf gleichem Glaubensgrund stehenden Christen in Einer evangelischen oder unirten Kirche. So geschah es auf Anregung König Friedrich Wilhelm III. in Preußen, so in Nassau*) am Reformationsfeste 1817. Andere Landeskirchen folgten diesem Beispiele nach, so daß nun der größte Theil der evangeli-

---

*) Hier hatte sich eine Synode zu Idstein zuvor berathen; die Vereinigung wurde am 31. October 1817 vollzogen und das Gedächtnißfest derselben mit dem jährlichen Reformationsfest verbunden.

schen Kirche in Deutschland der Union angehört. Nur sehr wenige „Altlutheraner" sind später aus dieser Vereinigung wieder ausgetreten.

Zur Erhaltung und Kräftigung der evangelischen Kirche besonders an den Orten, wo sich kleine evangelische Gemeinden unter Katholiken gesammelt haben, ist seit 1842 der Verein der Gustav-Adolf-Stiftung zur Unterstützung hülfsbedürftiger protestantischer Gemeinden thätig. Er führt seinen Namen von jenem frommen Schwedenkönig (s. Nr. 25), der ebenfalls seinen bedrängten Glaubensgenossen zu Hülfe kam, und hat den Wahlspruch: „Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an unseres Glaubens Genossen." Gal. 6, 10. Der Hauptsitz dieses Vereins, an dem sich alle deutschen Landeskirchen betheiligt haben, ist in Leipzig, und er theilt sich in verschiedene Haupt- und Zweigvereine. Die gesammelten Gaben werden bedrängten Gemeinden übergeben zum Bau von Kirchen und Schulen, zur Gründung von Pfarreien, zur Einrichtung eines regelmäßigen Confirmandenunterrichts bei zerstreut wohnenden Evangelischen und dergleichen mehr.

Dieser Verein erfreut sich einer stets wachsenden Theilnahme des deutschen evangelischen Volkes und konnte dadurch schon vielen hundert Gemeinden nah und fern gründlich helfen.

Für die Armen- und Krankenpflege in der evangelischen Kirche hat Pastor Fliedner*) zu Kaiserswerth ganz vorzüglich dadurch gesorgt, daß er dort eine Anstalt zur Heranbildung evangelischer Jungfrauen für diesen Dienst gründete. Er bezeichnete sie mit dem Namen Diakonissen, der schon in den ersten Christengemeinden für solche Dienerinnen bestand, und hat durch seine rastlose Thätigkeit die evangelische Christenheit mit einer großen Anzahl solcher Dienerinnen versehen, welche besonders in großen Städten sich der Armen, der Kranken in Hospitälern und Lazarethen und der kleinen Kinder in Bewahranstalten annehmen.

---

*) Er stammt aus Eppstein in Nassau.

Für solche Kinder, welche in ihrer Erziehung verwahrlost sind, wurden besonders auf Anregung des Doktor Wichern zu Hamburg seit 1848 zahlreiche Rettungshäuser gegründet, in welchen jene Unglücklichen wieder auf guten Weg geführt und christlich erzogen werden sollen.

Außerdem haben sich in letzter Zeit noch manche andere Vereine gebildet, welche zur sittlichen Besserung des Volks und zur Belebung seines evangelischen Glaubens beizutragen suchen. Man pflegt alle diese Thätigkeiten unter dem Namen der „inneren Mission“ (zum Unterschied von der äußeren oder Heidenmission) zusammenzufassen, und es gehören dahin die Bestrebungen zur Rettung sittlich Gefallener, zur Besserung der Gefangenen und aus den Gefängnissen Entlassenen, zur Verbreitung guter christlicher Schriften, zum Schutze der wandernden Handwerker, die Jünglings- und Gesellenvereine, Mäßigkeitsvereine u. dergl.

Ein weiteres Werk christlicher Liebe, die Abschaffung des schändlichen Sclavenhandels, wurde schon zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Engländer begonnen. Dem unermüdlichen Eifer einiger christlicher Freunde, namentlich des edlen Wilhelm Wilberforce (spr. Wilberfors), gelang es, die Hindernisse hinwegzuräumen und nicht nur ein Verbot alles weiteren Handels mit den armen Negern aus Afrika zu erwirken, sondern sogar den Befehl der Freigebung aller auf den englichen Besitzungen befindlichen Sclaven im Jahr 1838. Die Nordamerikaner haben deshalb einen erbitterten vierjährigen Bürgerkrieg geführt, der 1864 damit endete, daß in allen vereinigten Staaten Nordamerika's sämmtliche Sclaven freigegeben werden mußten, so daß man sich ihrer christlichen Bildung und Gesittung, die von ihren bisherigen Herrn absichtlich verkümmert worden war, nun mit größerem Nachdrucke annehmen kann.

Indeß fehlt es auch zu unserer Zeit neben diesen erfreulichen Bestrebungen nicht an traurigen Erscheinungen des ungläubigen und gottlosen Wesens bei Gebildeten und Ungebildeten. Desto mehr thut daher ein treues Zusammenhalten aller derer noth, welche dazu mithelfen möchten, daß die Kirche ihrem Herrn bei seiner Wiederkunft zugeführt

werde als eine geschmückte Braut, herrlich und ohne Fleck, heilig und unsträflich. (Offb. 21, 2 und Eph. 5, 27.)

Der aber sein Reich hinieden angefangen hat und es bis hierher siegreich durch alle Stürme der Welt führte, der wird's auch vollenden und Alles herrlich hinausführen.

Herr, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Amen.

Anhang.

Die Einführung der Reformation in Nassau.

Graf Philipp III. von Weilburg und Wilhelm der Reiche von Dillenburg.

Unter den Fürsten und Herren, welche auf dem Reichstage zu Worms 1521 das muthige Bekenntniß Luthers mit großer Bewegung anhörten, befanden sich auch zwei aus Nassau: Ritter Hartmuth von Cronberg und Graf Wilhelm der Reiche von Nassau-Dillenburg.

Der Erstere, der am Taunus zu Cronberg und der Umgegend seine Besitzungen hatte, gehörte zu denen, auf welche Luthers Schrift: „An den Adel der deutschen Nation“ (s. o. S. 83) gewaltig einwirkte. Er wandte sich mit ganzer Seele der Reformation zu und führte dieselbe nicht blos in seinen Besitzungen ein, sondern wirkte auch durch herzandringende Schriften dazu mit, daß dieselbe in der Reichsstadt Frankfurt a. M. (im Jahr 1529) Eingang fand. Ihm folgten andere nassauische Adelige, und dies blieb nicht ohne Einfluß auf die regierenden Grafen von Nassau.

Die Walramische Linie derselben, südlich der Lahn, verzweigte sich damals in verschiedene Nebenäste, wovon der ansehnlichste in Weilburg residirte. Dort herrschte seit 1523 Graf Philipp III., ein erst zwanzigjähriger, mit großer Willenskraft begabter Herr. Er hatte sein Land in schwerer Schuldenlast übernommen und war daher bald mit den Erzbischöfen von Mainz und Trier in Mißhelligkeiten gerathen, weil sie für die geistliche Gerichtsbarkeit, welche sie im Lande ausübten, harte Steuern und Abgaben von dem armen Volke erpreßten. Desto mehr Boden fand hier die sich immer mehr ausbreitende Reformation. Nachdem der Graf eine Zeit lang zugewartet hatte, berief er, auf Anrathen seines Hofpredigers Heinrich Stroß, im Jahr 1526 den Württemberger Erhard Schnepf nach Weilburg, um die Kirchenverbesserung dort einzuführen. Indeß fand derselbe bedeutenden Widerstand bei den Geistlichen des Walpurgisstiftes sowohl als bei dem Stadtpfarrer. Eine Besprechung, welche Schnepf mit den Stiftsgeistlichen hielt, lief so übel ab, daß der unwissende Vertheidiger des alten Glaubens sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als daß er zuletzt unter Schimpfen das Zimmer verließ. Auch predigte auf derselben Kanzel zu Weilburg, wo Schnepf die evangelische Lehre verkündigte, der alte Stadtpfarrer gegen ihn und seine Neuerungen. Aber Schnepf zeigte eine so außerordentliche Beredsamkeit, daß die Bürger sich ihm mit Bewunderung seiner Gaben und immer festerer Begründung in der Wahrheit hingaben.

Indeß war Graf Philipp vielfach an der kräftigen Durchführung der Reformation gehemmt. Seine Verwand-

ten zu Idstein und Saarbrücken hingen noch der alten Lehre an und ermahnten ihn dringend, sich der neuen Secte nicht anzuschließen; auch die beiden Erzbischöfe drangen in ihn, er möge es doch nicht hindern, daß sie allen Geistlichen seines Landes, die den neuen Irrthümern anhingen, den Proceß machten, namentlich dem ketzerischen Erhard Schnepf. Ja sie drohten ihm sogar mit der Gewalt des Kaisers. Zwar vertheidigte der Graf sein und seines Predigers Verfahren als auf Grund der heiligen Schrift beruhend, doch wagte er es noch nicht, den Päpstlichen geradezu abzusagen. Hierdurch gerieth Schnepf in so üble Lage, daß er einem Rufe des Landgrafen Philipp von Hessen gern folgte und sich zum großen Leidwesen der Weilburger als Professor an die Universität Marburg begab, nachdem er zwei Jahre lang im Nassauischen segensreich gewirkt hatte. Dennoch nahm hier die Reformation unter Leitung des Hofpredigers Stroß ihren guten Fortgang, und auch im benachbarten Usingen warf man 1529 das päpstliche Joch ab. Als nun im folgenden Jahre Graf Philipp zu Augsburg das gute Bekenntniß der Evangelischen mit angehört hatte, kam auch er zum festen Entschlusse, alle Reste des Papstthums aus seinem Lande entschieden auszufegen. Er hob das Kloster Pfannstiel bei Weilburg auf und sandte den Hofprediger Stroß zu einer Untersuchung der Kirchen des Landes aus. Da fand sich's denn, daß mancher Pfarrer noch in der einen Kirche die katholische Messe las, während er in der andern evangelischen Gottesdienst hielt. Solche Mißbräuche wurden nun abgestellt, und der Graf wandte sich selbst an Doctor Luther mit der Bitte, ihm tüchtige Geistliche für sein Land zuzusenden.

10*

Nach dem Tode des Hofpredigers Stroß sah sich Graf Philipp nach einem Manne um, der dessen Stelle ersetzen könnte, und fand ihn in dem damals (1546) erst zweiundzwanzigjährigen Caspar Goltwurm aus Tyrol. Mit rastlosem Eifer war dieser junge „Superintendent" für die Besserung der Zustände in Kirchen und Schulen thätig. Er hielt mit den ihm untergebenen Geistlichen Besprechungen über die evangelische Lehre, unterwies junge Leute, die sich auf der 1540 vom Grafen zu Weilburg eingerichteten Schule (dem jetzigen Gymnasium) zu Geistlichen heranbilden wollten, überwachte die Studien der Landeskinder auf der Universität und unterstützte sie dort auf alle Weise.

Da brach das Unglück der Schlacht bei Mühlberg (s. o. S. 86) herein, und die vom Kaiser verordnete Aenderung des evangelischen Gottesdienstes und der Lehre, „das Interim", sollte auch in Nassau eingeführt werden. Der Graf suchte nach Kräften dem Uebel zu wehren, aber die Erzbischöfe von Trier und Mainz drangen eifrigst auf die Durchführung der kaiserlichen Verordnungen. Die widerstrebenden Geistlichen wurden abgesetzt, und auch Goltwurm mußte aus dem Lande weichen, ohne daß jedoch die Gemeinden vom evangelischen Brauch und Wandel sich abbringen ließen. Nach fünf Jahren änderte der glückliche Feldzug des Herzogs Moritz die Lage. Goltwurm kehrte 1552 nach Weilburg zurück und führte auf des Grafen Befehl die alte evangelische Kirchenordnung wieder ein. Von da ab wirkte der treue Mann bis zu seinem Ende in der früher begonnenen Weise zum Segen der Kirche in Nassau, das nunmehr als ein ganz evangelisches Land betrachtet wurde. Graf Philipp starb mit Goltwurm in dem-

selben Jahre 1559, wenige Wochen nach ihm, und seine Grabschrift lautete: „Er war ein frommer, hochherziger Herr, der tapfere Begründer des Evangeliums, mild gegen die Dürftigen.“

Etwas später als in Weilburg war die Reformation in Idstein und Wiesbaden durchgedrungen (1540), ebenso in den Grafschaften Königstein, Eppstein und Catzenelnbogen, sodaß das südlich der Lahn liegende nassauische Land nun durchaus der lutherischen Lehre anhing.

Von der ottonischen Linie (später Nassau-Oranien genannt) regierte seit 1516 der neunundzwanzigjährige Graf Wilhelm der Reiche zu Dillenburg.

Er war am Hofe des Kurfürsten Friedrich von Sachsen erzogen worden und hatte schon 1517 dem Ablaßhandel im Lande zu wehren gesucht. Als er dann Luthers Auftreten zu Worms sah, machte dies einen tiefen Eindruck auf ihn. Bald hernach besuchte ihn der Kurprinz Johann Friedrich von Sachsen zu Dillenburg, besprach sich mit ihm über Luthers Lehre und sandte ihm später einige Schriften desselben „in der Hoffnung, mit Gottes Hilfe dadurch einen guten Christen aus ihm zu machen“. Indeß fühlte sich der Graf an der Einführung der Kirchenverbesserung in seinem Land dadurch gehemmt, daß sein älterer Bruder Heinrich, der die väterlichen Besitzungen in den Niederlanden geerbt hatte und ein Vertrauter des Kaisers Karl V. war, dem alten Glauben entschieden anhing und ihn vor dem Abfall davon ernstlich warnte. So fing er denn die kirchlichen Aenderungen in den Aemtern Siegen und Dillenburg, die zu seiner Herrschaft gehörten, sehr vorsichtig an. Er ließ nur die

gröbsten Mißbräuche abstellen, berief dann 1529 den evangelisch gesinnten Heilmann Bruchhausen zu seinem Hofcaplan und legte der Verbreitung des Evangeliums in seinem Lande kein Hinderniß in den Weg. So kam der Augsburger Reichstag heran, auf welchem auch er mit seinen Vettern, den Grafen von Nassau-Weilburg und Idstein, die Vorlesung des evangelischen Bekenntnisses anhörte. Dies ergriff sein Gemüth so gewaltig, daß er sich nun durch nichts mehr abhalten ließ, mit seiner Ueberzeugung offen hervorzutreten. Wohl hatte ihm der Kaiser, der ihn sehr schätzte, hohe Dinge angeboten, um ihn an sich zu fesseln; er sollte Statthalter über Württemberg werden und einen hohen Orden erhalten, aber Wilhelm schlug das Alles aus. Sofort nach seiner Rückkehr vom Reichstage ließ er die Messe abstellen und berief den Leonhard Wagner aus Kreuznach, einen Mann mit herrlichen Tugenden, christlichem Wandel und Wesen, dazu der reinen Lehre des Evangeliums ergeben, zum Pfarrer nach Siegen, während er seinen Hofcaplan Bruchhausen zum Pfarrer in Dillenburg ernannte.

Durch diese beiden Männer ließ nun der Graf die Reformation der Kirche weiterführen und namentlich die Pfarrer des Landes anweisen, wie es künftig mit den kirchlichen Dingen gehalten werden solle. An die Spitze seiner Geistlichkeit aber stellte er 1536 den von Melanchthon wohlempfohlenen Erasmus Sarcer aus Sachsen. Dieser begabte Mann ordnete alsbald regelmäßige Synoden der Landesgeistlichkeit an, wobei die evangelische Lehre besprochen und die guten Sitten der Pfarrer untersucht wurden; daneben hielt er fleißig Kirchenvisitationen ab und nahm sich

auch der Schulen, sowie der studirenden jungen Geistlichen eifrig an, ähnlich wie sein Freund Goltwurm in Weilburg. Dadurch wurde er zum eigentlichen Reformator dieses Landestheils, bis auch hier die Niederlage der Protestanten bei Mühlberg und die gebotene Einführung des Interims eine Störung des Werks herbeiführte. Durch das kluge Benehmen des Grafen, der mit dem Kaiser in beständigem Verkehr blieb, aber alle Verlockungen zum Rücktritt in die alte Kirche standhaft abwies, ging diese böse Zeit dennoch ohne großen Schaden vorüber. Doch mußte Sarcer von seiner Stelle weichen; er fand in seiner Heimath ein Unterkommen und starb als Gelehrter und Geistlicher hochgeehrt im Jahr 1559 zu Magdeburg. — Nach dem Augsburger Religionsfrieden ließ Graf Wilhelm die Kirchenvisitationen und Synoden wieder aufnehmen und die lutherische Kirchenordnung überall wieder herstellen. So hatte der inzwischen alt gewordene Graf endlich die Freude, sein ganzes Land im evangelischen Glauben wohlbegründet zu sehen, den er unter schwierigen Verhältnissen dahin eingeführt und achtunddreißig Jahre lang befestigt hatte. Er starb im Frieden auf dem Schlosse zu Dillenburg am 6. October 1559, also, wie sein Vetter zu Weilburg, im gleichen Jahre mit seinem Superintendenten und Reformationsgehülfen Erasmus Sarcer.

Auch in den Herrschaften Hadamar, Beilstein, Nassau a. d. Lahn und Diez, die zum oranischen Theil gehörten, war unter seiner Regierung die lutherische Lehre angenommen worden.

Von den Söhnen des Grafen erbte der älteste, Wilhelm, die Besitzungen seines Oheims in den Niederlanden

(s. Nr. 23), der zweite, Johann, die nassauischen Lande, die er siebenundvierzig Jahre lang im Segen regierte. Unter ihm geschah es, daß 1578 statt des lutherischen das reformirte Glaubensbekenntniß im Lande Eingang fand, wie auch kurz zuvor in Kurpfalz. Unter der kräftigen Mitwirkung des Caspar Olevian, des Mitverfassers des Heidelberger Katechismus, welchen Graf Johann zum Pfarrer nach Herborn berufen hatte, wurde die reformirte Kirchenordnung in Nassau-Oranien 1586 vollständig durchgeführt und in Herborn eine reformirte Hochschule eröffnet.